H. G. hum.
1102

H. g. hum. 110 g

Heyer

Das System

der

Kulturgeschichte des Menschen,

ins Besondere

das System ihrer tektonischen Form

und

der Baustyl der Gegenwart.

Von

H. Meyer,

Stettin. Danzig. Elbing.
Léon Saunier's Buchhandlung.

Das System

der

Kulturgeschichte des Menschen,

ins Besondere

das System ihrer tektonischen Form

und

der Baustyl der Gegenwart.

Von

R. Heyer,

Baumeister.

Stettin. Danzig. Elbing.

Léon Saunier's Buchhandlung.

935 - Kg.

Das System

der

Kulturgeschichte des Menschen,

in besonderer

das System ihrer tektonischen Form

und

der Barnety'schen Gegenwart.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Stettin. Danzig. Elbing.
Leon Saunier's Buchhandlung

Das System

der

Kulturgeschichte des Menschen.

Vorwort.

Die Gegenwart charakterisirt sich durch eine so eifrige und gründliche Reproduktion aller Kulturresultate der Vergangenheit, wie kein Zeitalter vor ihr; sie charakterisirt sich daher durch einen Styl, welcher sich stärker mit Reminiscenzen derselben mischt, als ein anderer.

Diese Erscheinung in der Gegenwart des westlichen Kulturlaufes, welcher sich von dem Innern Asiens über Europa hin ausbreitete und hier von einem östlichen, sich über den Osten Asiens hin ausbreitenden, unterschieden wird, hat die Veranlassung zu der noch sehr allgemeinen Anschauung gegeben, die Gegenwart sei unfähig eines originalen Styles, sie sei weniger potent, als vergangene Zeitalter, oder gar sie sei charakterlos.

Dieser Anschauung entgegen zu treten, einen Beitrag zur Orientirung der Gegenwart über ihren Charakter zu liefern, kurz den originalen Styl derselben, denn jedes Zeitalter erfreut sich eines solchen, zu bezeichnen, das ist die Aufgabe dieser Abhandlung.

*

Die Gegenwart hat ganz besondere Veranlassung, sich zu orientiren, daher jene Reproduktion; allein so grosse Anstrengungen sie bisher in dieser Hinsicht machte, so erreichte sie doch ihr Ziel noch nicht, nämlich aus drei Gründen.

Man studirte und schrieb bisher meist neben einer sogenannten allgemeinen Kulturgeschichte des Menschen eine sogenannte Formen- oder Kunstgeschichte; letztere zerfiel in eine Geschichte der Baukunst, der Dichtkunst, der Plastik etc.; man setzte aber weder diese Theile der eigentlichen allgemeinen oder Universalgeschichte unter einander, noch einen derselben mit jener allgemeinen Geschichte in einen organischen Zusammenhang. Der Historiker, welcher allgemeine Geschichte schreibt, kümmert sich in sehr geringem Grade um die förmliche Erscheinung der Ideen der Geschichte und entbehrte den nothwendigen Faktor zur Erkenntniss des Gesetzes der menschlichen Kultur, nämlich die Kontrole seiner Vorstellungen durch die sinnliche Anschauung, den Leib der Geschichte. Der Kunsthistoriker betrachtete umgekehrt den Leib der Formen ohne die Erkenntniss ihrer Seele oder ihres wahren Geistes. Beide sahen daher, mehr oder weniger, die förmliche Erscheinung nur als willkührliches Spiel individueller menschlicher Phantasie, als den Ausfluss einer geistigen Thätigkeit an, welche sich fast unabhängig von den die Menschheit beherrschenden Haupt-Ideen, und unabhängig von einem göttlichen Gesetze manifestire. Beide zerrissen somit sehr häufig eine organische Einheit, eine Einheit an

sich oder einen Organismus, dessen Grundwesen die Identität der Idee mit der förmlichen Erscheinung ist. Denn die Kulturgeschichte besteht nur aus verkörperten Ideen, aus Thatsachen oder Formen, wie die Naturgeschichte und jede einzelne Thatsache ist nur durch die Betrachtung ihrer Idee im organischen Zusammenhange mit ihrer förmlichen Erscheinung verständlich.

Die natürliche Folge dieser häufigen Zerreissung des einzelnen geschichtlichen Organismus an sich war die Nichterkenntniss oder die Zerreissung des organischen Zusammenhanges aller Thatsachen oder Formen unter einander; denn die Erkenntniss dieser organischen Einheit ist bedingt durch die Erkenntniss jener. In der That betrachtet man auch die ganze Geschichte noch immer nur als ein Produkt der menschlichen Willkühr, als ein Chaos, welches keinem organischen Gesetze unterworfen, während doch überall ein göttliches Gesetz herrscht, daher ein solches auch a priori die menschliche Kultur beherrschen muss. Der Mensch hat sicher nicht den Plan derselben entworfen, und Alles, was der Mensch nicht beabsichtigte, konnte nur einer direkten göttlichen Quelle entspringen und sich daher nur organisch entwickeln.

Der dritte Grund liegt in der eigenthümlichen kulturhistorischen Situation der Gegenwart, welche aus dem Ganzen erhellen wird.

Die Geschichte wird hier also als eine organische Einheit aller Thatsachen oder Formen, und jede Thatsache als eine organische Einheit an sich oder als eine

Einheit ihrer Idee und ihrer förmlichen Erscheinung aufgefasst. Da sich nun die Ideen der Geschichte in allen Formen, sei es die der Rede, der Schrift, oder des Bildes, harmonisch verkörpern, da sich die jedesmal herrschende Weltanschauung in jeder einzelnen Form treu abspiegelt, so genügt hier die Betrachtung der Ideen der Geschichte im organischen Zusammenhange mit einer Thatsache oder Form. Die tektonische Form wurde gewählt, weil sie, als die Herberge aller Lebensformen, der klarste Spiegel der Kultur-Ideen ist, und weil der Verfasser Tektone ist.

Auf jene Auffassung stützt sich das hier gegebene System oder Gesetz der Kulturgeschichte, resp. das System der tektonischen Form; hierauf die Erkenntniss des gegenwärtigen Styles oder des Charakters der Gegenwart. Es handelt sich hier nicht um eine vollständige Aufzählung aller Ideen der Geschichte und demgemäss aller tektonischen Formen, wie bisher, sondern um die Darstellung der Grundzüge des Systemes oder Gesetzes, welchem die Entwickelung jener Ideen und dieser Formen unterworfen ist, soweit uns nämlich die Erkenntniss dieses Gesetzes gestattet ist. Es kommt auf eine systematische oder organische Zusammensetzung der geschichtlichen Hauptmomente an, welche uns die Gegenwart als das Glied eines Organismus der menschlichen Kultur erkennen lässt.

Stettin, 1. November 1863.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Das Grundwesen der Kunstform oder der Geschichte, resp. ihre Grundeintheilung oder ihr System.

Erstes Kapitel.

Jede Kulturform ist eine organische Einheit an sich, und alle Kulturformen werden eine solche Einheit unter sich, weil die Kulturform eine Analogie der Naturform, ins Besondere eine Analogie des menschlichen Organismus ist. Das Wesen der Naturform, resp. des Menschen, ist die Einheit jedes Individuums an sich, und die Einheit aller Individuen unter sich, nämlich soweit dieselbe ein Factum ist und wir sie erkannten. Und die Erkenntniss dieses Wesens, welche alle unsere Erkenntniss umfasst, verkörpert sich in der Kultur- oder Kunstform, soweit sie das menschliche Bewusstsein beherrscht.

Unter der Einheit jeder Naturform an sich wird die Identität ihres Stoffes und Geistes oder die Identität ihrer förmlichen Erscheinung und ihrer Idee, ohne Rücksicht auf alle anderen Formen oder auf allen anderen Geist und Stoff in der Natur, verstanden. Wir vermögen einen göttlichen Gedanken nur im Stoffe oder als Form, und ebenso das Wesen der Form nur durch ihre Idee zu erkennen. Oder: jeder göttliche Gedanke bleibt so lange Eigenthum des göttlichen Denkers, bis er eine Form annimmt; und mit der Zerstörung der Form identificirt sich der Geist mit dem Stoffe in einer, oder mehren neuen Formen. Kurz, wir erkennen keinen göttlichen Geist ohne seine förmliche Erscheinung oder die natürliche Schöpfung besteht aus lauter Formen.

Diese Einheit oder jede Naturform ist das Resultat der Attraktion und Repulsion elementarer [positiver und negativer] Gegensätze des Geistes und Stoffes oder atomistischer Körperelemente, welche sich parallel den drei Dimensionen des Raumes

oder parallel dreier auf einander senkrecht stehender und sich in einem Punkte schneidender Achsen bewegen. Entweder überwiegt die Attraktion die Repulsion, oder umgekehrt. Im ersten Falle stellen wir uns eine Koncentration vor, welche beliebig fortschreitet und die Elemente pyramidalisch häuft; im zweiten Falle mindestens eine Parallelität der sich bildenden Körper — Flächen und Kanten. Bei der Gleichheit jener drei Achsen, welche die Bildung jeder Form beherrschen, entsteht dort, und zwar im einfachsten Falle, das Oktaeder oder die vierseitige Doppelpyramide, hier der Würfel. Dort verbinden die Achsen die sechs Ecken, hier die Mittelpunkte der sechs Flächen. Auf der Horizontalebene bilden sich daher nur die Hälften jener beiden Formen, nämlich die vierseitige Pyramide, oder das vierseitige Parallelepipedum.

Die Natur kennt nur diese beiden Grundweisen der Formenbildung; alle ihre Formen sind Komplexe aus dem Oktaeder und dem Würfel, resp. aus der Pyramide und dem Parallelepipedum; diese elementaren Gestalten gelten daher als die Grundformen der Natur.

Setzt sich nun jene Einheit aus diesen Grundformen zusammen, so zwar dass dieselben parallele oder neben einander liegende und pyramidale oder über einander liegende Gegensätze bilden, welche sich unter einander jungiren, gemeinschaftlich basiren und als ein selbstthätiges Ganze gemeinschaftlich endigen, so entsteht ein Organismus. Derselbe ist je nach dem Grade der göttlichen Manifestation, welche sich in ihm offenbaret, d. h. je nach der Reihe der auf einander folgenden Attraktionen und Repulsionen der Grundformen, resp. ihrer Elemente, welche jene parallelen und pyramidalen Gegensätze bilden, eine Potenz des ursprünglichen Organismus. Je vielfacher sich daher die Grundformen durchdringen, je geringer das Uebergewicht der einen über die andere ist, desto höher die Potenz, der Organismus. Die Pflanze, das Thier und der Mensch sind die verschiedenen organischen Potenzen der Erde, und von der Einheit dieser Naturformen unter sich ist hier vornehmlich die Rede, weil sie uns hier nur interessirt.

Das allgemeine Merkmal oder Gesetz jedes der genannten Organismen ist, wie schon angedeutet, seine Zusammensetzung aus parallelen oder neben einander laufenden und aus pyramidalen oder übereinander liegenden Gegensätzen, welche sich unter dem ununterbrochenen Einflusse der Attraktion und Repulsion der Elemente gebildet und welche unter demselben Einflusse durch Junkturen ihre organische Vermittelung finden; ferner seine obere und untere Endigung, welche sich mit dem Ganzen jungiren. Jeder Organismus setzt sich demnach aus zwei parallelen Seiten, einer rechten und linken, aus zwei pyramidalen Gegensätzen, einem Unter- und einem Oberkörper, und aus einem Fusse (Wurzel) und einem Kopfe (Blüthe) zusammen. Die beiden Seiten laufen stets pyramidalisch, nach vorangegangener Parallelität, zusammen, und bilden in ihrem Zusammenstoss die Haupt-Junktur, welche den Unterkörper mit dem hierauf folgenden Oberkörper vermittelt. Im thierischen resp. dem menschlichen Organismus heisst diese Junktur das Becken, im pflanzlichen ist sie die Verdickung des Stammes, welcher die Ast- resp. Blattkrone entspringt. Die Junkturen der Endigungen mit dem Unter- und Oberkörper sind jenem Becken ähnliche Verdickungen des Organismus, wie z. B. die Fusswurzel des menschlichen Unterkörpers. Endlich besteht jedes Glied des Organismus aus den parallelen Gegensätzen: die Kernform und Hülle; ferner aus einem Leibe oder Mittel, mit einer oberen und unteren Endigung, oder aus pyramidalen Gegensätzen, deren Vermittler der Leib ist. Innerhalb jener Hülle sind die Glieder unter sich durch Bänder verknüpft, und Bänder bewirken die Verbindung der Kernform und Hülle.

Abgesehen von dem verschiedenen Entwickelungsgrade dieser allgemeinen Merkmale bei Pflanze, Thier und Mensch, welcher hier nicht weiter in Betracht kommt, unterscheiden sich diese Organismus im Wesentlichen, wie folgt:

Es handelt sich hier nur um eine allgemeine Unterscheidung des menschlichen Organismus von den beiden andern, um darzuthun, dass sich die Kunstform nach der Analogie des ersteren bildet. Während nämlich der thierische Organismus nur in sei-

nem Unterkörper und der pflanzliche nur in seinem Oberkörper pyramidale Gegensätze kennt, finden wir sie im menschlichen Unter- und Oberkörper. Der Oberkörper des Menschen besteht aus einer aufgerichteten Cella, welche sich durch das Schulterblatt mit einer Scheiteldecke — die Arme, der Hals und Kopf — jungirt. Wir finden diese pyramidalen Gegensätze nur im pflanzlichen Oberkörper und hier auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung. Der menschliche Unterkörper setzt sich aus Ober- und Unterschenkel und deren Junktur (die Kniescheibe) zusammen, und beide Beine convergiren. Diese pyramidalen Gegensätze finden wir nur beim Thiere wieder, aber nie in der vollendetsten Form, in der des Menschen, und die thierischen Beine laufen parallel neben einander, ohne in einer Spitze zusammen zu stossen, während die Pflanze eingliedrig ist. Daher bewegt sich auch der thierische Organismus mehr in der Horizontalebene, denn sein Oberkörper ist vorwiegend parallepipedisch und streckt sich vorwiegend parallel zur Horizontalebene; der pflanzliche mehr in der Vertikalebene, denn sein Oberkörper ist aufgerichtet; der menschliche in beiden Ebenen fast gleich oft; denn sein Oberkörper enthält eine thierische Cella und diese ist aufgerichtet. In der Pflanze beherrscht die Attraktion die Repulsion oder die Pyramide das Parallelepipedum, umgekehrt wie im Thiere. Jene häuft den Stoff mehr, als sie ihn nivellirt, dieses nivellirt ihn mehr, als sie ihn häuft; doch das Thier nivellirt den Stoff nicht in dem Grade, wie die Pflanze ihn häuft, weshalb dasselbe ein höherer Organismus als die Pflanze ist; denn die Elemente treten dort in ein höheres Gleichgewicht, als hier. Dennoch bilden Pflanze und Thier organische Gegensätze, um sich im Menschen zu einem Organismus zu ergänzen, wo die Elemente das höchstmöglichste Gleichgewicht gewinnen, insofern hier die Attraktion und Repulsion nicht jene extremen — parallelepipedischen, oder pyramidalen, sondern nahezu harmonische oder vernünftige Resultate liefern.

Der menschliche Organismus repräsentirt die innigste Verschmelzung oder die jedesmal vollendeteste Synthese der elementaren Gegensätze. Da aber das Ziel der ganzen organischen

Entwickelung in der Natur, die absolut-vollendete Synthese, in unendlicher Ferne liegt [weil diese Bewegung eine ewige oder unendliche ist] und da jenes Ziel nur durch den höchsten Organismus, den Menschen, zur absolut-vollendeten Darstellung gelangen kann: so war auch bisher der Mensch immer nur ein unvollendeter Komplex der Grundformen; er ersteigt die Stufe absoluter Vollendung erst am Ende seiner Kultur oder aller organischen Entwickelung der Erde; doch er ersteigt sie über Stufen relativer oder humaner Vollendung. Die Letzteren sind die heidnische und christliche im westlichen, und die brahmaische und buddhistische im östlichen Kulturlaufe. Und diese Stufen fallen mit den Stufen relativer Vollendung der Kulturform, welche denselben Namen führen, zusammen. Das heisst: es verkörpert sich im Organismus des Menschen und in der Kulturform desselben stets dieselbe Idee; oder die Entwickelungen des natürlichen und künstlerischen Organismus des Menschen gehen Hand in Hand, weshalb die Kunstform eine Analogie des menschlichen Organismus genannt wurde.

Die gemeinschaftliche Urquelle der natürlichen und künstlerischen Bildung des Menschen ist seine Art und Weise, mit welcher er die Naturform betrachtet, und die Erkenntniss, welche er hieraus schöpfte; und der Mensch war bisher nur von zwei Hauptweisen der Betrachtung beherrscht. Er betrachtete die Naturform entweder ohne Rücksicht auf alle anderen, oder mit dieser Rücksicht; d. h. entweder nur jede an sich, oder jede im Vergleich zu allen anderen d. i. alle unter sich. Alle seine Ideen oder Gedanken flossen ihm bisher aus diesen beiden Handlungsweisen. Die erstere Betrachtungsweise beherrschte den Menschen vornehmlich in seiner Kindheit; denn ohne die gemeinschaftliche Urquelle aller Naturformen, also ohne eine Einheit derselben unter sich, zu ahnen, hielt er sich überall zunächst an die ihm entgegentretende Form selbst, identificirte in jeder einzelnen Naturerscheinung die Wirkung mit der Ursache und erkannte in jeder ein selbstständiges Wesen, einen Gott; daher die Vielgötterei, das Charakteristikon der heidnischen und brahmaischen Kultur. Der Mensch verglich zwar von Anfang die Naturformen auch

unter einander; er gelangte aber während der heidnischen und brahmaischen Kultur nur in einzelnen Individuen zur Vorstellung eines Gottes oder der Einheit aller Naturformen unter sich, und diese war eine mehr oder weniger unklare und unentwickelte. Die jüdische Gottanschauung war die letzte Vorschule der Kulturidee der Einheit Gottes oder der Kultur, welche einerseits im westlichen Kulturlaufe aus der Betrachtung der Naturformen unter sich hervorging. Also die Idee der Einheit jeder Naturform an sich ist die Idee des Heidenthums sowie des Brahmaismus.

Der Mensch in seiner Kindheit erkannte in allen Naturerscheinungen Gottheiten, nur nicht in sich selbst und daher auch nicht in seines Gleichen; der göttlichen Verehrung von Menschen begegnen wir zwar von Anfang an, doch war sie eine seltene Erscheinung und beherrschte das Geschlecht erst später allgemein. Da er nun auch den Menschen nur an sich betrachtete, da er keine Ahnung von der göttlichen Einheit aller Menschen hatte, so schätzte er auch jedes Individuum nur nach seinem Werthe an sich. Der Befähigtere strebte daher unwillkürlich nach der Herrschaft über den weniger Befähigten und schloss denselben von seiner Gemeinschaft aus, da er in ihm ein geringeres Wesen sah. So bildeten sich die aristokratischen Gesellschaften des Alterthums, neben welchen es nur Sklaven gab; in Asien eine kleine Gesellschaft meist weltlicher, in Aegypten eine solche meist geistlicher, in Griechenland eine solche bürgerlicher Despoten. Die Brahmanen gehörten einer ebenso ausgewählten Gesellschaft an, wie z. B. die ägyptischen Priester oder die griechischen Bürger. Nur in dem Organismus dieser Aristokraten vermochten die Elemente ein höheres Gleichgewicht zu gewinnen, weil hier Attraktion und Repulsion harmonisch wirkten oder weil hier, nach dem bisherigen Sprachgebrauch, die geistigen und körperlichen Kräfte eine harmonische Ausbildung genossen, während der Sklave unter dem Drucke einer viehischen Arbeitslast verunstaltete oder auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung stehen blieb. Die Ausschliesslichkeit der schweren Leibesarbeit oder vielmehr die starke Koncentration (Attraktion) der geistigen

und stofflichen (Körper) Elemente auf einen Punkt, ihre absolute Herrschaft über die die Elemente auf mehre Punkte zerstreuende Repulsion, welche den Menschen nicht auf jenes eng begränzte Feld der Thätigkeit beschränkt, sondern vergesellschaftert und produktiv macht, kurz die äusserste Individualisirung des Sklaven verunstaltete denselben oder erzeugte einen extremen pyramidalen Organismus.

Dieses faktische Verhältniss des Aristokraten zum Sklaven gestattete eine fortwährende Entwickelung nur des Organismus des ersteren; es kultivirte sich nicht jede organische Einheit des Menschengeschlechts mit Rücksicht auf alle übrigen, sondern fast ausschliesslich die des Aristokraten oder einer Einheit an sich; und diese vollendete sich einerseits bekanntlich im griechischen Bürger; in Griechenland vollendete sich die Schärfe jenes Verhältnisses, daher auch der menschliche Organismus an sich des westlichen Kulturlaufes. Im östlichen Kulturlaufe musste dieselbe Erscheinung eintreten, als der Brahmaismus seine höchste Blüthe trieb; leider ist seine Geschichte noch zu dunkel, um Thatsachen hiefür anführen zu können.

Eine natürliche Folge jener gesellschaftlichen Verhältnisse war der Ausschluss des Sklaven von der Gemeinschaft des Staatsverbandes und daher die niedrigste Organisation derjenigen Formen, welche die Bedürfnisse des Sklaven befriedigten. Da aber auch der Aristokrat keine Gemeinschaft mit Gott hatte [denn er betrachtete jede Naturform nur an sich], seine Götter vielmehr fürchtete und sie daher mit sich zu versöhnen strebte, begnügte sich auch die Form seiner Wohnung mit dem bescheidensten Organismus, während er zur Verherrlichung der Götter alle seine Kräfte verwendete. Daher überliefert uns die heidnische und brahmaische Kultur nur Stätten unmittelbarer göttlicher Verehrung, Tempel; hier allein vermochte sich der Organismus der Kunstform zu entwickeln und zu vollenden. Letzteres geschah im westlichen Kulturlaufe durch den griechischen Tempel, im östlichen durch den brahmaischen, welcher wiederum nicht näher bezeichnet werden kann, aus obigem Grunde. Also schuf die

Kultur des Menschen auf den ersten Gipfelpunkten organischer Entwickelung desselben nur vollendete Kunstformen an sich.

Mit dem Aufgange des buddhistischen und christlichen Kulturgestirnes, mit der allmähligen Lockerung der Sklavenbande, mit der allgemeineren oder gleichmässigeren Vertheilung der sogenannten leiblichen und geistigen Genüsse, daher mit der allgemeineren harmonischen Bethätigung des Menschen und seiner Gestaltung in Folge dessen, endlich mit der Kreuzung der westlichen Völkerschaften unter einander und der östlichen unter einander, nämlich mit dem Beginne jener grossen Völkerwanderungen im Osten, mehre Jahrhunderte vor Christus, und im Westen nach Christus: da begann sich ebenso sehr eine organische Einheit der westlichen, und eine solche der östlichen Völker, als eine Einheit aller westlichen und eine Einheit der östlichen Kultur- oder Kunstformen zu bilden. Mit der Erkenntniss der göttlichen Berechtigung jedes Menschen vermischte sich der Aristokrat mit dem Heloten, beschränkte sich dieser nicht mehr auf jenes eng begrenzte Feld der Thätigkeit, entwickelte sich daher sein Organismus harmonischer und dieser verlangte eine entsprechende Wohnung. Daher vindicirt die Gegenwart bereits fast jedem Menschen oder der Darstellung jedes menschlichen Bedürfnisses oder jeder Kunstform ihr Recht, ihr göttliches; aber jedem nach Maassgabe seiner göttlichen Manifestation, die sich in ihm offenbaret, nach Maassgabe des Resultates der Attraktion und Repulsion der geistigen und stofflichen Elemente seines Organismus, welcher immer jenem Resultate analoge Ansprüche an die Formen des Lebens macht. Denn jeder Mensch ist ein göttliches Manifest, wenn auch ein unendlich variables. Die Idee des Christenthumes [welches auch den Islam begreift], sowie die Idee des Buddhismus, ist die Idee der Einheit aller Naturformen unter sich, jene im westlichen, diese im östlichen Kulturlaufe; mit ihrer Vollendung vollendet sich die organische Einheit aller westlichen und die aller östlichen Organismen der Natur resp. des Menschen, ebenso die Einheit aller westlichen und die aller östlichen Kulturformen, damit die westliche und östliche Einheit nach dem ewigen Gesetze der Attraktion und Repulsion eine neue höhere,

die irdische Einheit aller natürlichen und künstlerischen Organismen bilden. Mit der vollendeten Darstellung der Einheit aller irdischen Organismen der Natur vollendet sich auch die menschliche Kultur, weil mit derselben, welche sich von Anfang an entwickelte und ewig entwickelt, sich auch die Krone der irdischen Schöpfung, der Mensch, und seine Handlungen vollenden.

Der westliche und östliche Kulturlauf sind also die Glieder eines Kulturorganismus, sie ruhen daher auf verwandten Basen oder Füssen und entwickelten dieselben Grundideen, doch in entgegengesetzter Weise, um sich, und zwar nach der Analogie des menschlichen Organismus, zu einem Ganzen zu ergänzen. Der Kulturorganismus setzt sich thatsächlich nach dieser Analogie zusammen, und wir betrachten zu dem Ende des Beweises fortan allein den westlichen Kulturlauf, weil uns die Geschichte bis jetzt die specielle Betrachtung des östlichen nicht gestattet.

Der Mensch handelte nicht etwa mit der Absicht, einen Organismus, noch weniger eine Analogie des menschlichen zu bilden; die Gottheit, welche die Grundsätze jeder Entwickelung gab, dachte den Plan der menschlichen Kultur; sie gab die Gesetze derselben, und nur innerhalb deren Schranken erfreut sich der Mensch eines freien Willens oder der Macht, seine Geschicke zu lenken. Auch der Mensch wurde den allgemeinen Bewegungs- oder Bildungsgesetzen unterworfen, als er sich bewegte oder handelte; er entäusserte sich trotz seines freien Willens nie der natürlichen Grundformen und dem Gesetze ihrer Attraktion und Repulsion, denn auch sein Geist, welcher die Naturform und zwar nur nach dem Gesetze ihrer Bildung modificirt, wenn er handelt oder formt, ist natürlicher und besteht aus denselben elementaren Gegensätzen, wie aller Geist. Jede menschliche Handlung ist das Resultat der Attraktion und Repulsion von Körperelementen, welches der Mensch in der Natur vorfindet und nur durch den Einfluss seines Geistes zur Kunstform stempelt, während er dem Wesen jenes Resultates unterworfen ist, wenn er dasselbe ausnützen will. Der Mensch betrachtete nicht nur die Naturformen an sich und unter sich, ohne des Bewusstseins dieser seiner Betrachtungsweise zu bedürfen, und kultivirte diese

Weisen ebenso unwillkührlich, sondern jede seiner Ideen ist auch ein unwillkürliches Produkt der Attraktion und Repulsion der Elemente seines Geistes, welche ihn entweder zur parallelepipedischen, oder pyramidalen Bildung, ebenso zur Parallelität, oder Pyramidalität der Komplexe aus den Grundformen und zur Junktur dieser Komplexe zwingen. Denn jede menschliche Idee ist ein Produkt des unmittelbaren, eng beschränkten oder attraktiven, concentrirenden oder individualisirenden, des sogenannten sinnlichen Eindruckes, und der Reflexion oder der Repulsion, welche diesen prüft und stets dessen Koncentration entgegenstrebt. Jener Eindruck sondert den Menschen ab und veranlasst ihn zur Häufung; die Reflexion, die ewige Gegenströmung, parallelisirt oder nivellirt diese Häufung oder macht den Menschen gesellig. Den Sklaven jenes Eindruckes nannte man bisher einen extremen Materialisten oder Realisten; derselbe glaubt an eine Präexistenz des Stoffes, weshalb er nach dessen Verherrlichung strebt; er hat nur Ideen a posteriori. Den Sklaven der Reflexion nannte man einen Spiritualisten oder Idealisten; er strebt nach der Verherrlichung des Geistes, weil er den Stoff für teuflisch hält und ihn mit der Sinnlichkeit identificirt; er hat nur Ideen a priori oder glaubt an eine Präexistenz des Geistes.

Im Grunde ist diese Trennung keine Trennung des Geistes vom Stoffe, denn da beide identisch, entäusserte sich weder der Materialist des Geistes, noch der Spiritualist des Stoffes. In Wahrheit aber beherrscht die Gesellschaft eine ewige Attraktion und Repulsion zweier Gegensätze, welche auch hier der Materialist und Spiritualist genannt werden sollen, aber mit der Bedingung jener obigen Auffassung. Thatsächlich handelt der Materialist pyramidalisch, er häuft in seinen Formen die Elemente mehr koncentrirend und nimmt selbst eine verwandte, eine materielle Gestalt an. Die entgegengesetzte Erscheinung bietet uns der Spiritualist. Wir begegnen unendlich vielen Modificationen dieser beiden Erscheinungen, immer aber beherrschte der Materialismus und der Spiritualismus die Ideen der Menschheit, immer bekämpften sich Materialisten und Spiritualisten; sie zogen sich an, bekämpften oder vermischten sich, um sich abzustossen und

hiernach, nach einer Reihe von Schwankungen zwischen den Extremen, wenn auch nur relativ zu versöhnen; sie sind die Grundformen der Gesellschaft oder die einheitliche Quelle aller menschlichen Handlungen oder Kunstformen, deren jede eine organische Einheit an sich ist; sie bewegen sich oder handeln menschlich, nicht wie Thiere und Pflanzen unter sich, sondern wie folgt:

Jede Gesellschaft nämlich theilt sich in ein spiritualistisches und in ein materialistisches Lager [in zwei Parteien], oder es begegnen sich überall zwei solche Parteien, welche nur durch einander leben, sich ergänzen. Unter der Voraussetzung, dass beide Parteien zu ihrer Ergänzung bestimmt und in ihrer Entwickelung nicht gestört werden, entwickelt sich jeder (generelle) gesellige Gegensatz, selbstständig basirt, unabhängig von dem anderen, abhängig von demselben nur insofern, als der eine von Anfang potenter sein musste, als der andere, weil sonst keine Bewegung möglich ist. Die Parteien laufen eine Zeit lang neben einander her, ohne sich intensiv zu berühren, aber von Anfang an, unmittelbar nach ihrer Begründung, unter sofortiger Erzeugung und Gestaltung ihrer inneren (speciellen) Gegensätze, welche sich als naturnothwendige Lebensbedingung jeder noch so kleinen Gesellschaft sofort bilden. Auch diese beiden Gegensätze laufen eine Zeit lang neben einander her, sie ziehen sich aber naturgemäss weit eher an, um sich zu vermischen und um nach dieser speciellen Junktur eine neue gemeinschaftliche Gestalt zu bilden, als die generellen, die Parteien. Die gegenseitige Anziehung und Vermischung der letzteren ist erst hiernach möglich, nachdem jede einzelne Partei, durch ihren inneren Entwickelungsprocess potenzirt, mit höherer Konsequenz als zuvor nach der Vollendung ihres Grundprincipes gestrebt, nachdem beide Parteien diejenige Schroffheit gewonnen, welche ihre gegenseitige Anziehung erzeugt. Dieselbe erfolgt, wie zuvor, allmählig oder in einer Spitze, sie endigt, wie zuvor, mit einer Vermischung oder einer Zersetzung der Gegensätze, mit einer Gesellschaft, aber einer noch chaotischen, die noch nicht an dem Ziele ihrer Vollendung anlangt. Denn jede Partei, nachdem sie den inneren

Gegensatz beruhigt, was bei seiner ursprünglichen Schwäche um so früher geschieht, zog bei der allgemeinen Unmündigkeit sofort die äussersten Konsequenzen ihres herrschenden Principes, weshalb der Zusammenstoss (das ist die Hauptjunktur des Organismus) ein viel zu heftiger ist, als dass er eine Verständigung zur Folge haben kann. Dabei überreizt sich oder erschöpft sich naturgemäss die ursprünglich potentere Partei am meisten, bis sie endlich dem thatkräftigeren Gegner unterliegt, und dieser zur Oberherrschaft gelangt. Die natürliche Folge dieser so intensiven Vermischung der beiden Parteien, da sie noch nicht eine vollendete Gesellschaft bilden, ist eine Repulsion der Parteien am Ende jenes Kampfes, also eine Divergenz derselben, gleichzeitig eine Abschwächung der früheren Schroffheit; die Folge dieser Divergenz die sofortige Erzeugung eines inneren Gegensatzes jeder einzelnen Partei oder die Fortsetzung der ursprünglichen inneren Opposition derselben; die Folge hiervon ein Rückfall in das vor der Hauptjunktur herrschende Princip, und zwar durch eine neue specielle Junktur zwischen den beiden Gegensätzen jeder Partei, welche wiederum vor der Vollendung oder Entartung der beiden Parteien eintritt und diese zur Folge hat, indem die innere Opposition von dem noch nicht erschöpften, dominirenden, sich aber überreizenden Principe überwunden und seinem Triumphe zu folgen gezwungen wird.

So entstehen die beiden Haupttheile des gesellschaftlichen oder kulturhistorischen Organismus, jener: der Unterkörper mit seinen pyramidalen Gegensätzen, dieser: der Oberkörper mit den seinigen, welche ihre Vermittelung in der Hauptjunktur finden. Nachdem nun die oberen Komplexe oder die Seiten des Oberkörpers vollendet, nachdem sich die ganze Gesellschaft auf beiden Seiten in die ganze Tiefe des Extremes, welches das erstere ergänzt, gestürzt, versinkt sie naturgemäss in demselben so tief, bis sie wiederum den inneren Gegensatz, die Fortsetzung des vorhergegangenen, auf beiden Seiten erzeugt. Auch diese Opposition wird beschwichtigt, aber schon mit mehr Zugeständnissen, als zuvor; und da letztere wiederum allmählig verkümmert, erhebt die Opposition auf's Neue ihr Haupt. So geht die ganze

Gesellschaft, nach Vollendung der Extreme, auf immer schwächeren Actionen und Reactionen, auf immer niedrigeren Kulturwellen oder unter fortwährender Koncentration der speciellen und generellen Gegensätze, der Versöhnuug derselben entgegen, ohne nochmals in eines der Extreme zu verfallen. Die Elemente jeder Partei nämlich beugen sich allmählig unter eine gemeinschaftliche Form, welche beide befriedigt; sie decken oder schützen sich durch eine Konstitution, endigen definitiv in einer Form. Gleichzeitig versöhnen sich auch die beiden Parteien, auch die generellen Kulturgegensätze bilden eine gemeinschaftliche Form; denn mit der Synthese der inneren schwächt sich auch die Schroffheit der äusseren Gegensätze. Kurz jene Gesellschaft vollendet sich zu einer humanen, welche mit dem relativvollendeten oder humanistischen Organismus des Menschen correspondirt.

Die Versöhnung beider Parteien geschieht jedoch nur in dem Falle, wenn jene Gesellschaft bereits auf einer höheren Entwickelungsstufe steht, wenn alle Glieder derselben einer Versöhnung fähig sind. Dies war im Anfange der Kultur nicht der Fall. Die heidnische Gesellschaft z. B. war einer solchen Vollendung nicht fähig, vielmehr nur einzelne Glieder derselben, welche, wenn sie mit einander eine Gesellschaft für oder an sich bilden wollten, um sich zu vollenden, sich nothwendig auf beiden Seiten absonderten. Aus solchen Gliedern setzte sich die griechische Gesellschaft zusammen; sie war diejenige kleine und auserwählte Gesellschaft, welche allein der Vollendung fähig war; sie bestand aber aus Gliedern oder Theilen der asiatischen und ägyptischen Gesellschaft, in welche beiden grossen Hauptparteien die heidnische Kulturgesellschaft zerfallen war.

Diese an sich vollendete Gesellschaft, die griechische oder ideale, übte eine natürliche Anziehungskraft auf die übrigen Glieder der Kultur, und der Zank aller unvollendeten Glieder um das vollendete, als um eine allen gehörige Beute, war eine ebenso natürliche Folge hievon. Daher stürzten sich sehr bald die im nächsten Umkreise von Griechenland wohnenden Völker auf das griechische, es entstand nothwendig ein allgemeiner Kampf in

diesem Kreise, ein allgemeiner Zersetzungsprocess der bisherigen Kultur, ins Besondere der griechischen, kurz ein Kultur-Chaos, in welchem das potenteste Volk die Oberhand gewinnen musste, wenn sich eine neue Form bilden, wenn die Kultur fortschreiten, wenn sich eine höhere gesellige Einheit oder eine grössere Kulturgesellschaft bilden sollte. Jenes Chaos war das römische. Dasselbe erzeugte nach dem Gesetze der Attraktion und Repulsion der elementaren Gegensätze zwei neue Kulturgesellschaften, die katholische und mohamedanische, die beiden Elemente der christlichen oder realen, resp. der Gesellschaft des westlichen Kulturlaufes. Diese erst vollendet sich nach der Analogie der oben beschriebenen Gesellschaft und bildet einst mit einer ihr ebenbürtigen, ihr parallelen, das ist die Gesellschaft des östlichen Kulturlaufes, eine neue höhere Einheit, die Einheit aller menschlichen Gesellschaften unter einander, während sich in der griechischen die Einheit einer Gesellschaft an sich (und zwar im westlichen Kulturlaufe) vollendete.

Diese Bildung der menschlichen Gesellschaft, deren Momente sich mehr oder weniger ausgeprägt in jeder kleinen Gesellschaft wiederholen, ist analog der Bildung des menschlichen Organismus und prägt sich in der Entwickelung der grossen Kulturgesellschaften besonders scharf aus, da diese keiner Störung unterliegen, wie kleine Privatgesellschaften.

Auch in dem menschlichen Unterkörper stossen die beiden Komplexe der natürlichen Grundformen, die Beine, in einer Spitze zusammen, nachdem sie, selbstständig basirt, auf eine gewisse Länge neben einander hingelaufen, aber den Unter- und Oberschenkel und deren Junktur, die Kniescheibe, gebildet, und während das rechte Bein das linke beherrscht. Diese Komplexe bilden im Becken, der Hauptjunktur des Organismus, der Junktur zwischen Unter- und Oberkörper, eine Form, in welcher thatsächlich der bedeutendste Bewegungsprocess des Organismus stattfindet und die den beiden Haupttheilen, welche sie jungirt, konform ist. Das Wesen der Junktur ist hier, sowie im kulturhistorischen Organismus: das Aufheben der Konsequenz des vollendeten, vorherrschenden Principes, und die Einleitung der Herr-

schaft des anderen, folgenden: die Abdeckung des unteren und das Indicium des oberen Gliedes. Ferner vollendet sich im menschlichen Oberkörper der Gegensatz des Unterkörpers durch die höhere Entwickelung der Cella: die Abschwächung der parallelen Gegensätze, die Divergenz derselben. Dabei bewahrt die Cella die normalen Stützen des Unterkörpers oder sie bewahrt die Reminiscenz desselben und die rechte Seite ist wiederum potenter als die linke. Ebenso ist der Rückfall des menschlichen Oberkörpers in das Stengelprincip der Beine, nämlich in die Arme, und zwar durch die Junktur des Schulterblattes, und die Milderung auch dieser Gegensätze analog den korrespondirenden Momenten des Kulturorganismus.

Schliesslich ist die auf diese beiden Extreme folgende Zusammenziehung, Schliessung oder gänzliche Abdeckung des menschlichen Organismus durch den Hals, welcher durch das Schlüsselbein vorbereitet und aus einer Verlängerung des Rückgrates, der Hauptstütze des Oberkörpers, besteht, um nach immer kürzeren Wirbeln endlich im Kopfe zu endigen, jene Zusammenziehung ist analog der Versöhnung oder Unterordnung der streitenden Parteien, resp. ihrer Glieder, unter eine gemeinschaftliche Form, nachdem dieselben auf immer kürzeren Kulturwellen, zu einem gemeinschaftlichen Bewusstsein emporgetragen, ihre relative Ruhe oder ihr relatives Gleichgewicht gewinnen. Und, wie der spätere menschliche Organismus aus dem früheren, und wie alle Organismen einem gemeinschaftlichen Embryo entsprungen, ebenso entwickele sich jeder folgende höhere Kulturorganismus aus einem vorangegangenen niederen, und alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle. Kurz, der natürliche Zwang, welcher uns keine andere Handlungsweise gestattet, als die natürliche, nämlich die Grundformen neben- und übereinander zu stellen, daher die naturnothwendige Bedingung jeder Bewegung: der Gegensatz paralleler und selbstständig-basirter Formen, ihre Attraktion, Vermischung und Repulsion, um gemeinschaftlich zu endigen oder ein Ganzes zu bilden, damit sich dasselbe mit einem anderen ergänze u. s. f.: das ist der Grund, weshalb sich auch die Kulturresultate oder die Thatsachen der Geschichte organisch zusammensetzen. Der

Kulturorganismus bildet sich ausserdem aber nach der Analogie des menschlichen, weil dieser, als vernünftiger Organismus der Natur, die Gesetze einer vernünftigen Handlung überhaupt liefert, denen der Mensch, eben weil er vernünftig ist, bei jeder seiner Handlungen auch schon unbewusst unterworfen wird. Wir werden durch unseren Organismus gezwungen, nach jenen Gesetzen zu handeln, so gross auch der Spielraum ist, welcher unserem freien Willen blieb, weshalb es auch sehr mangelhafte gesellige Organismen giebt.

Im Gegensatze zu dem Thiere, welches durch die Parallelität seiner Beinpaare [auch der Vogel bewegt sich durch vier Glieder] zu einer ausserordentlichen Beweglichkeit, Kraftanstrengung, daher Selbstständigkeit und Ungebundenheit befähigt ist, wird der Mensch durch sein zweigliedriges und pyramidalisch geformtes Beingestell von Anfang an sehr hülfsbedürftig und von seines Gleichen sehr abhängig und daher zu einer dauernden Geselligkeit gezwungen. Die natürliche Folge dieser bekannten Thatsache, welche aus der humanen Bildung seines Beingestelles fliesst, ist die nähere Betrachtung und Unterscheidung der Menschen unter einander, ihre scharfe Gruppirung, meist in zwei Hauptgruppen, ihre gegenseitige Anziehung, gleichzeitig aber auch ihre Koncentration zu einer geschlossenen Gesellschaft, welche gegen eine andere benachbarte ihre Unabhängigkeit zu wahren im Stande ist. Und diese Anziehung geschieht allmählig, bis der Zusammenstoss oder die Bildung einer Gesellschaft erfolgt, sie ist immer konvergent oder eine Spitze bildend. Die Thiere leben zwar auch in grossen Heerden oder Rudeln, und diese zerfallen in Parteien, welche sich heftig bekämpfen [anziehen, vernichten und abstossen]; allein bei ihrer Natur, welche aus dem Organismus ihres Beingestelles fliesst, bei ihrer Unstetigkeit, werden sie insgesammt nie jener pyramidalen Koncentration, wie wir, fähig; alle Parteien stossen nicht in einer gemeinschaftlichen Junktur zusammen, aus welcher sich die Repulsion der Gegensätze als eine pyramidale Bewegung erhebt, um mit der Versöhnung derselben zu enden; sie bilden vielmehr lauter einzelne gesellige Organismen, die parallel neben einander

die Gesellschafts- oder Staatslast, wie die Beinpaare den Oberkörper, tragen. Der thierische Kultur-Oberkörper richtet sich nicht auf, sondern gruppirt, wie der Unterkörper, unter fortwährendem Ab- und Zugange der geselligen Glieder, dieselben neben einander [daher die grosse Mannigfaltigkeit der Gestaltung], ohne jemals eine pyramidale Gesellschaft zu bilden; immer wandert Eines dem horizontal gestreckten Gesellschaftskörper voran, so- wie der thierische Kopf von dem Oberkörper vorangetragen wird.

Demnach setzt sich der Kulturorganismus, soweit er sich entwickelte, wie folgt, zusammen: Wir kennen zwei Kulturläufe der Erde, einen westlichen und einen östlichen, welche dem Schoosse zweier Urvölkerfamilien, an den Abhängen des Hymalaya-Gebirges, entsprangen, um einen Kulturgürtel zu bilden, welcher sich auf amerikanischem Boden schliessen wird. Wir wissen, dass sich die ostasiatische und westasiatische Kultur, welche erstere sich über den weiten Osten Asiens bis nach Amerika, welche letztere sich über Europa hin, gleichfalls bis nach Amerika ausbreitete, während einer Reihe von Jahrtausenden intensiv nie berührten, um sich zu verschmelzen; dass eine Berührung erst seit wenigen Jahrhunderten stattfindet. Diese beiden Kulturläufe sind parallele Kulturgegensätze, welche sich in einer Spitze vereinigen, um hiernach divergirende Kultur-Rückläufe zu unternehmen und den generellsten aller Kulturorganismen, von welchem wir eine Vorstellung gewinnen können, zu vollenden. Jene Kulturläufe bilden den Unterkörper dieses Kulturorganismus und bestehen aus pyramidalen Gegensätzen, welche im westlichen Kulturlaufe: das Heidenthum und Christenthum, im östlichen: der Brahmaismus und Buddhismus heissen. Das Christenthum kultivirte sich nach dem Heidenthum, ebenso der Buddhismus nach dem Brahmaismus. Wie gesagt, ist nur von den ersten beiden Weltanschauungen die Rede. Dieselben fanden ihre Junktur im Römer- resp. dem Judenthum, verschmolzen hierdurch zu einem Kulturgliede, während sie selbst wiederum, jeder für sich, einen Kulturmenschen bilden, wie folgt:

Wir wissen, dass die heidnische Kultur oder vielmehr der-

jenige Theil derselben, welcher die Idee des Heidenthums zur vollendeten Entwickelung brachte, in die Kultur des asiatischen und ägyptischen Fetischmus zerfiel, dass diese beiden Weltanschauungen sich während einiger Jahrtausende parallel neben einander kultivirten, gleichzeitig aber pyramidale Komplexe mit einander bildeten. Denn wir wissen, dass der asiatische Fetischmus im grauesten Alterthume die vorherrschende Weltanschauung war, dass er um's Jahr 2000 v. Ch. seine höchste Blüthe trieb, einige Jahrhunderte später, während des Eroberungszuges der Hyksos, mit der Kultur des ägyptischen Fetischmus einen Komplex einging, und dass hierauf der ägyptische um die Mitte des zweiten Jahrtausends seine Glanzepoche erreichte und, wie zuvor der asiatische, jetzt über die ganze alte Kulturwelt des Westens herrschte. Am Ende der Glanzepoche des asiatischen Fetischmus nämlich hatten sich die beiden Weltanschauungen, nachdem sie selbstständige Komplexe gebildet, allmählig angezogen, mit einander vermischt, um sich hiernach, nach dieser Hauptjunktur, von einander abzuwenden und neue selbstständige Komplexe zu bilden. Wir wissen, dass diese Komplexe unabhängig von einander, ohne sich intensiv zu berühren, in hohem Grade entarteten, und dass sich hiernach der ganze Kulturorganismus zur Weltherrschaft der Perser zusammenzog; wir wissen aber, dass die heidnische Idee durch die Perser nicht, sondern durch die Griechen ihre Vollendung erhielt, ohne dass sich die ganze heidnische Gesellschaft zu einer einzigen vereinigte. Denn jene Idee ist die Idee der Einheit der Gesellschaft an sich, die heidnische Kultur in ihrer Vollendung hatte nur die elementaren Gegensätze einer Gesellschaft zu versöhnen, und nicht die generellen, westlichen Kulturgegensätze. Die Einheit an sich musste nämlich zur Darstellung gelangen, bevor die Darstellung einer Einheit aller westlichen Gesellschaften unter einander oder der Einheit der beiden westlichen Kulturgegensätze denkbar war. Daher vollendete sich nur die griechische, und da diese die Idee der Einheit Gottes nicht beherrschen konnte, weil in diesem Falle sich eine Einheit Aller unter sich gebildet hätte, so erscheint die Sklaverei der Heloten eine Bedingung selbst der griechischen

Kultur. Diese Stufe relativ vollendeten Gleichgewichtes der Kulturgegensätze, dieser Hals nebst Kopf des heidnischen Kulturorganismus, fällt mit einer relativen Vollendung des menschlichen Organismus, und zwar nur im Griechen, oder ohne Rücksicht, nicht nur auf die Heloten, sondern auch auf den Asiaten und Aegypter, zusammen.

Soviel wir von dieser Endigung oder Decke des ersten Kulturorganismus wissen, so wenig wissen wir von seiner Basis, seinen Grundformen oder Füssen. Dieselben bildeten sich aber nothwendig, wie die jeder Gesellschaft, bevor sie sich konstituirt, um sich zu entwickeln.

Die Glieder des christlichen Kulturorganismus erkennen wir natürlich weit besser, als die des heidnischen. Die beiden Seiten oder parallelen Gegensätze des ersteren sind: Der Katholicismus, resp. der Protestantismus und seine Ausläufer, und der Islam, resp. die griechische Kirche. Das altchristliche Rom und Byzanz bilden die Basis, die beiden Füsse, welche die Völkerwanderung, die Junktur zwischen diesen und dem eigentlichen Unterkörper, vollenden; letzteren bilden einerseits: das neue Rom in Gemeinschaft mit den nordeuropäischen Völkerschaften (Germanen, Franken hauptsächlich), andrerseits: Konstantinopel in Gemeinschaft mit dem Islam, während des sogenannten Mittelalters, bis circa 1100 v. Ch. In den Kreuzzügen stürzen sich beide Kulturgesellschaften, die katholische und mohamedanische, in ein gemeinschaftliches Chaos und bilden eine Form, die Hauptjunktur. Hierauf folgt die sogenannte Renaissance oder die beiden divergirenden Komplexe der Kultur. Dieser Oberkörper des Organismus jungirt sich, einerseits durch die Reformation und den dreissigjährigen Krieg, andrerseits durch das Haus Romanow, resp. die griechische Kirche, mit den Kulturarmen, z. B. Friedrich der Grosse und Peter der Grosse, welche sie vollendeten. Nach dem Tode Friedrich's, mit der ersten französischen Revolution, koncentrirt sich der Kulturorganismus und unter immer kürzeren Kulturschwankungen, unter immer schnellerer Aufeinanderfolge von Aktionen und Reaktionen, beginnen die beiden grossen Kulturgesellschaften des Christenthumes, sowie

die beiden grossen Gesellschaften jedes einzelnen Staates eine Gesellschaft zu bilden oder von einer Idee beherrscht zu werden. Diese Idee ist das europäische Gleichgewicht, gleichzeitig das Gleichgewicht der elementaren Gegensätze in jeder einzelnen Staatsgesellschaft oder die Konstitution. Wir befinden uns mitten in dem Kampfe, aus welchem das christliche Gleichgewicht der Elemente hervorgehen und aus welchem sich der Kopf des christlichen Kulturorganismus erheben wird, während sich die Gegensätze jedes einzelnen Staates versöhnen, oder während jeder Staat eine relativ vollendete Einheit an sich, die Bedingung jenes Gleichgewichtes, bildet.

Aber auch jeder Bau setzt sich nach der Analogie des menschlichen Organismus zusammen: aus parallelen und pyramidalen Gegensätzen und einer Hauptjunktur, ebenso jeder pyramidale Gegensatz aus speciellen pyramidalen Elementen und deren Junkturen. Selbstverständlich steht jeder Bau auf derjenigen Stufe seiner organischen Entwickelung, welche der sittlichen des Bildners entspricht, oder welche der Sittlichkeit des Zweckes der Form analog ist, und wie es natürliche, giebt es auch künstlerische Krüppel.

Das charakteristische Merkmal des menschlichen und baulichen Organismus ist die vernünftige Aufrichtung. Der aufgerichtete Mensch ist durch seine Gestalt und deren Lebensbedürfniss gezwungen, überall, also auch in seinem Ober- und Unterbau, eine aufgerichtete Cella, wenn er sich im geschlossenen Raume frei bewegen, stehen und gehen und frei athmen soll. Der Mensch ist keine Pflanze, welche auf einem Punkte feststeht und stets die freie Luft geniesst, ebenso wenig ein Thier, welches kriecht. Und die Bildung dieser tektonischen Cella erfolgt nach demselben natürlichen Gesetze, als die der menschlichen: nämlich durch die Aufrichtung von Stengeln oder Stützen, deren Verbindungsbänder [Epistylien] und der verhüllenden oder verschliessenden Decke. Die tektonischen Stützen jungiren sich durch Abaken mit den Epistylien, wie die Wirbelsäule resp. das Brustbein mit den Armen durch die Schulterblätter. Der Deckenbalken ruht auf dem Epistyl, wie der Hals auf den Armen resp. Schultern; und das

Deckentuch oder die sich nach allen Seiten ausbreitende gerade, oder gebogene Platte, ein Flächen-Kontinuum, breitet sich ebenso über jene Deckenbänder, als die Kopfplatten über den Hals.

Die bauliche Cella bedarf eines Unterbaues, der auch über den gewachsenen Boden ragt, wie die menschliche, weil sie wie diese einen Träger und eine Isolirung vom gewachsenen Boden fordert; die menschliche, damit sie sich sicher und vernünftig über den Boden hinbewege, die bauliche, damit sie sicher [fest und trocken] und vor Allem aufrecht stehe. Der Unterbau ist der billigste, bequemste und sicherste Ort für die Aufbewahrung und Erhaltung der sogenannten materiellen Bedürfnisse, der Vorräthe, wenn er unter der Wohncella liegt. Und der menschliche Oberkörper ist ein höherer Organismus, als der Unterkörper, ebenso der bauliche ein höherer, als der Unterbau. Sowie die obere menschliche Cella der vornehmliche Sitz des Spiritualismus, ebenso der Oberbau der Sitz der spirituellen Interessen des Menschen. Die heidnische und christliche Krypta waren stets der sichere Aufbewahrungsort der Gebeine des Gottes, Helden oder Heiligen etc., und die obere Cella umfing die Idee des Gottes oder seines Symboles. Der Mensch stellte die obere Cella auch neben die untere oder den parallelepipedischen neben den pyramidalen Formenkomplex, wie z. B. der Aegypter; allein nur im Anfange der Kultur, oder im Falle eines niederen Organismus. Endlich: sowie der christliche Uuterbau den heidnischen, den vorwiegend pyramidalen, parallelisirte, und der christliche Oberbau den heidnischen, den vorwiegend parallelepipedischen, pyramidalisirte, nämlich durch den Keilstein: ebenso parallelisirte der Christ den Heiden im Unterkörper und pyramidalisirte ihn im Oberkörper.

Die Analogie der baulichen Gestalt mit der menschlichen ist offenbar. Uebrigens ist jede Kunstform, welche dem Menschen unmittelbar dient, eine aufgerichtete nach derselben Analogie und nähert sich je nach dem Grade ihrer Entwickelung und je nach der Manifestation, welche sich offenbaret, dem thierischen oder pflanzlichen Organismus, ohne jemals eine Analogie der Pflanze oder des Thieres zu werden.

Durch die Analogie der Kulturform mit einem bestimmten natürlichen Organismus oder Gesetze vermögen wir die Kulturgeschichte zu *gliedern* und uns über unsere kulturhistorische Situation zu orientiren. Denn so gewiss, wie der Kopf die menschliche Gestalt endigt, ebenso gewiss stehen wir kurz vor der Vollendung des Christenthumes. Und indem wir Glieder des Kulturorganismus erkennen, erfahren wir ihre wahre Bedeutung und vermögen sie nun mit Bewusstsein zur Erbildung des gegenwärtig sich entwickelnden Kulturgliedes zu verwenden. Wir erfahren z. B., was die Kreuzzüge und die uns überlieferte Form derselben bedeutet, in welchem Verhältniss sie zur sogenannten Renaissance, oder zur Gegenwart steht; wir erfahren vor Allem, was das Heidenthum und was das Christenthum ist. Wir vermögen hiernach ferner das Alter der menschlichen Kultur und die nächste Zukunft sicherer, als bisher zu berechnen; denn nach den vorhandenen Proportionen des christlichen und heidnischen Kulturmenschen lassen sich das letzte Glied des ersteren und die fehlenden Glieder des letzteren ergänzen, wozu am Ende des dritten Kapitels ein Schema und dessen nähere Begründung gegeben wird. Es kann nicht die Rede von einer Vorherbestimmung bestimmter specieller Ereignisse sein; doch wir erfahren vor Allem, dass die Lösung der sogenannten orientalischen Frage nicht die Vernichtung des Islams, sondern seine Konservation, ja seine völlige Versöhnung mit dem Katholicismus ist. Wir werden uns einer sehr vagen Anschauung, die noch sehr herrschend ist, entäussern, nämlich der eines Kreislaufes unserer Kultur und der eines möglichen Kultur-Rückschrittes; und wir können nicht an einen Kulturabgrund glauben, vor dem die Gegenwart angekommen sein soll, da wir faktisch im Begriff stehen, einen Kulturgipfel zu ersteigen. Nicht jedes Zeitalter bedurfte einer solchen Orientirung, denn nicht jedes erstieg eine Stufe relativ vollendeten Gleichgewichtes der Elemente; nicht jedes gelangte zu *dem* Bewusstsein, dessen sich das letzte heidnische und christliche erfreute und erfreuen wird.

Kurz, jeder menschliche Bildner oder jeder Künstler, denn ein solcher ist *jeder* Mensch, erfährt, dass sich die Idee des

Christenthums nur durch die völlige Wiedererkenntniss der vollendeten Idee des Heidenthumes, der Idee der Einheit jeder Form an sich, vollenden kann. Und der Architekt ins Besondere hat das Wesen des griechischen Tempels vor Allem zu erkennen, wenn er sich auf seinem Gebiete wirklich orientiren, wenn er seinen Beitrag zur vollendeten Darstellung des Christenthumes mit vollem Bewusstsein liefern will. Die „Tektonik der Hellenen“ von K. Bötticher bietet ihm hiezu die beste Gelegenheit. Dieses Werk ist der kostbarste Schatz der neuesten Litteratur, weil es die beste Reproduktion des griechischen Tempels ist. Der Verfasser war so glücklich, vornehmlich auf Grund der Principien der „Tektonik der Hellenen“, das vorliegende Resultat zu finden.

Hiernach bleibt uns der specielle Nachweis: dass die genannten beiden Hauptideen der menschlichen Kultur die einzigen des westlichen Kulturlaufes, dass sie durch die heidnische und christliche Form zur Darstellung gelangten und dass dies nach der Analogie des Menschen selbst geschah.

Das zweite Kapitel handelt von dem Organismus der Kulturgeschichte mit specieller Rücksicht auf die tektonischen Formen; das dritte Kapitel handelt von dem Organismus der tektonischen Form. Jenes zerfällt in drei Theile: 1) das Heidenthum, 2) das Römerthum oder die Junktur des Heidenthumes mit dem Christenthum, 3) das Christenthum; jeder dieser Theile in Glieder oder Epochen nach dem erwähnten Schema.

Zweites Kapitel.

Der Organismus der Kulturgeschichte mit specieller Rücksicht auf die tektonischen Formen.

Zweites Kapitel.

Der Organismus der Kulturgesellschaft mit spezieller
Rücksicht auf die sektionistischen Formen.

1. Das Heidenthum.

Der westliche Kulturlauf nahm seinen Ursprung in den Ländern Indien, Persien, Arabien, Aegypten, Mesopotamien, Syrien, Armenien, Kleinasien und Griechenland; denn hier fand der Mensch in seiner Kindheit das günstigste Terrain für seine Entwickelung, besonders aber in den zuerst genannten Ländern. Es ist anzunehmen, dass sich dort die ersten Staaten bildeten, und dass die Kultur von dort aus allmählig nach Westen weiter vorschritt.

Wir können uns dort eine Urvölker-Familie denken, die sich zuerst kultivirte, von welcher während einer Urepoche Kulturtriebe nach verschiedenen Richtungen ausgingen und die den Brennpunkt der ganzen heidnischen Kultur bildete. Wir nennen jene Familie die westasiatische, und die Hauptrichtungen dieser Kulturtriebe waren westliche. Die Familie erfreute sich, sowie der Mensch in seiner Kindheit, eines Minimums von Selbstbewusstsein; sie wurde von dem sinnlichen oder unmittelbaren Eindruck der Natur beherrscht, zumal in jenen paradiesischen Ländern, wo die Natur jedem Bedürfnisse auf das Bereitwilligste entgegenkommt. Hier bedurfte der Mensch keine grosse Gemeinschaften, um seine Existenz zu fristen, hier isolirte oder individualisirte er sich extrem, hier befeindete er sich daher in seinem Naturzustande am heftigsten, der weltliche Despotismus feierte hier seine höchsten Triumphe, derselbe erzeugte aber auch eine um so heftigere Opposition des Spiritualismus; denn von Anfang an spekulirte auch der Mensch. Die Bande jener Urgesellschaft sprengte eine erste, heftigste Repulsion der elementaren Gegen-

sätze; diese veranlassten mannigfache Völkerwanderungen und die Bevölkerung des zunächst oder ferner liegenden Terrains, besonders aber die Kultur schon vorhandener Völker, auf welche die bereits kultivirten Wanderer stiessen. Das günstigste Terrain fand jene Opposition in Aegypten. Die Eigenthümlichkeit dieses Landes bestärkte den von Natur zur Spekulation neigenden Menschen. Nach allen Himmelsgegenden, theils durchs Meer, theils durch unwirthliche Gebirge und öden Sand, von seinen Umgebungen abgeschlossen, boten die Nilüberschwemmungen dieses Landes einen unerschöpflichen Segen der Natur, welcher durch das Hinzuthun der Menschen, durch ihre Vereinigung zu grossen Gemeinschaften, tausendfach erhöht wurde; und die Regelmässigkeit jener Ueberschwemmungen führte den Menschen hier zu den ersten Forschungen in der Natur. Während jene paradiesischen Länder das Feld des ursprünglichen Despotismus erweiterten, koncentrirten sich in Aegypten alle geistigen und physischen Kräfte in einem geregelten Gemeinwesen, namentlich, um jene Naturerscheinung, die Quelle der menschlichen Existenz, nutzbar zu machen. Hohes Selbstbewusstsein war daher frühzeitig der Nationalcharakter der Aegypter, und ihr Land wurde der erste Sitz der Wissenschaften.

Asiaten und Aegypter bildeten die beiden grossen Kulturgesellschaften, die parallelen Gegensätze der heidnischen Kultur, welche sich zu pyramidalen Gegensätzen, dem Unter- und Oberkörper des heidnischen Kulturorganismus, zusammensetzten. Zwar heisst das Volk, welches den letzteren vollendete, das griechische; allein dasselbe bestand ursprünglich aus asiatischen und ägyptischen Abkömmlingen; diese waren kultivirte Asiaten und Aegypter und wurden Griechen erst in Griechenland. Denn nur hier, im griechischen Grund und Boden, in seinem Klima etc., lagen die Bedingungen der Vollendung der heidnischen Kulturidee, während andrerseits hier eine Urkultur des Menschengeschlechtes unmöglich war, weil deren Bedingungen nur jenen paradiesischen Ländern Westasiens eigenthümlich sind. Es fehlt uns daher eine Urkultur Griechenlands, weil keine möglich war; nur der bereits kultivirte Mensch vermochte sich hier weiter zu

entwickeln, und dieser konnte nur aus Asien und Aegypten nach Griechenland kommen. Daher sind die Dorier und Jonier, welche mit den Aegyptern und Asiaten korrespondiren, nicht die beiden generellen Gegensätze eines besonderen Organismus, sondern, als Asiaten und Aegypter, als heidnische Materialisten und Spiritualisten, welche alle alten heidnischen Kulturresultate mit sich trugen, nur die Vollender der ursprünglichen. Sie trugen sich mit diesen Resultaten, weil die griechische Kultur erst beginnt, nachdem sich der heidnische Kulturorganismus schon mehr als bis zu seiner Hälfte entwickelt hatte; erst nach der Glanzepoche der ägyptischen Kultur; und keine Kulturerscheinung war eine so plötzliche, keine erreichte ihre Reife so frühzeitig, als die griechische.

Asiaten, Aegypter und Griechen bildeten also eine Kulturgesellschaft, wenn auch nicht eine vollendete aller ihrer Glieder unter sich am Ende der heidnischen Kultur; zur vollendeten Darstellung der heidnischen Idee bedurfte es nur einer kleinen Gesellschaft, eines kleinen Terrains, nur der Vollendung eines Gliedes oder einer Gesellschaft an sich. Und Griechenland war vor allen alten Kulturländern durch Klima und Mannigfaltigkeit des Terrains bevorzugt. Hier wurde der Mensch weder durch eine erschlaffende Hitze und einen üppigen Boden entnervt, noch hatte er die Stumpfheit des Nordens zu fürchten; hier konnte sich keine weitreichende Tyrannenherrschaft, wie in jenen Flussthälern Asiens, ausdehnen, ebenso wenig neigte der Mensch hier zu einer ägyptischen Ascetik. Den natürlichen Verhältnissen analog bildete sich die Weltanschauung des Asiaten, Aegypters und Griechen zwar sehr verschieden, doch ruhten alle auf einer gemeinsamen Grundlage.

Jeder Heide machte sich von allen Naturerscheinungen Vorstellungen oder Begriffe, und je nach dem Eindrucke, welchen dieselben erzeugten, angenehme und furchtbare, gute und böse; und da er sie nur an sich betrachtete und daher bei seinem kindlichen Abhängigkeitsgefühle, bei seiner ursprünglichen Schwachheit und Nothdurft, nur sie verehren oder fürchten konnte, so wurden sie nothwendig seine Götter. Daher die

heidnische Vielheit Gottes. Je näher aber der Mensch seiner Kindheit stand, desto näher suchte er auch den Gegenstand, welcher seine Nothdurft befriedigte. Dieser Gegenstand war die Pflanze, die unbeweglichste, scheinbar geistesärmste und stofflich potenteste organische Naturerscheinung, welcher der Mensch ohne Scheu nahen durfte, die daher im Anfange seine grösste Wohlthäterin wurde, weil er sich hauptsächlich von ihr nährte, die daher in Asien zumal die guten Gottheiten repräsentirten. Der geistig gewecktere Aegypter dagegen erkannte frühzeitiger die Nutzbarkeit des Thieres; das Bedürfniss derselben wurde in ihm früh durch den Ackerbau im Nilthale angeregt. Daher die vorherrschende Verehrung der Thiere bei den Aegyptern, deren eigne potentere Natur dem potenteren Komplexe des Thieres analog ist. Ja der Aegypter erhob sich zu einer Erkenntniss der nächsten Ursache aller irdischen Phänomene; die Sonne und der Mond wurden daher seine ersten Gottheiten (und Moses brachte seine Idee von der Einheit Gottes aus den ägyptischen Mysterien). In dieser Verehrung koncentrirte sich sein göttliches Bewusstsein, ebensowie alle seine übrigen Interessen in der gemeinschaftlichen Nutzbarmachung der Nilüberschwemmungen, welche die Gesellschaft nivellirte, während der Asiate jede Naturerscheinung unmittelbar anbetete und sich nothwendig extremer individualisirte. Der Aegypter betete aber trotz seiner Spekulation die Gestirne auch an sich an; auch er identificirte hier die Ursache mit der Wirkung.

Gleichzeitig jedoch zollte jedes Kind, in Asien sowie in Aegypten, dem Vater, die Familie ihrem Stammvater, Verehrung; noch heute ist der Vater der Gott des Kindes. Dem Stammvater folgten in der Führerschaft der Familie andere ausgezeichnete Männer, und auch diesen zollte man Verehrung. Nach dem Tode dieser Männer, welche sich durch verschiedene Tugenden, als Weisheit, Tapferkeit etc. ausgezeichnet, wuchs auch damals schon der Ruhm derselben, und je älter die Erinnerung, desto heiliger wurde sie, bis man die Erinnerung an die Verstorbenen oder die geistige Vorstellung von denselben, kurz den Begriff der Weisheit etc., den man mit der Person identificirte, verehrte oder

anbetete. Man betete nicht den Geist oder zum Geiste des Verstorbenen, sondern zu der Vorstellung seines eignen Geistes; dies geschah auch, als das natürliche Bedürfniss der Kindheit, für jeden Begriff einen sinnlichen, fassbaren Anhalt zu haben, zur Gestaltung des Begriffes, zur Bildung von Symbolen des Verstorbenen geführt hatte; d. h. man betete lange zur Idee des Symboles, nicht dieses selbst an. Erst als im Laufe der Zeit das Bewusstsein der ursprünglichen Bedeutung und Entstehung des Symboles verloren gegangen, betete man dieses selbst an und wurde gemeiner Fetischdiener; erst jetzt verwelkte die Blüthe der heidnischen Weltanschauungen, auch bei den Griechen, nämlich als auch der Gebildete das Zeichen mit dem Bezeichneten verwechselte; denn der grosse Haufe ist ja noch heute zu einem nicht geringen Theile gemeine Fetischdiener.

Also auch die Anbetung von Menschen oder deren Symbolen war allen Heiden gemein, nicht bloss den Griechen eigenthümlich. Der Anthropomorphismus des Griechen unterscheidet sich vom asiatischen und ägyptischen nur durch die Menge seiner Anhänger und deren Bildung. Diese bildeten in Griechenland einen ganzen Staat, in Asien dagegen sowie in Aegypten eine kleine Gesellschaft von Despoten, weltlichen oder geistlichen; in jedem Falle gehörten sie zu einer Aristokratie, deren Wesen und naturnothwendige Bildung bereits dargethan wurde.

Mit Rücksicht nun auf die uralte humane Verehrung des Stammvaters musste jene schöne Gestaltung des Menschen, welche auch eine grosse geistige Regsamkeit zur Folge hatte, frühzeitig zur Erkenntniss des menschlichen Organismus als edelsten der Natur, sowie zur Erkenntniss eines dem menschlich-vernünftigen Denken analogen Waltens in der ganzen Natur führen. Mit dieser Erkenntniss, mit der Fähigkeit, sich selbst von allen übrigen Organismen als ersten oder vollkommensten zu unterscheiden, mit diesem Selbstbewusstsein vermochte sich der Mensch von der Quelle oder der Ursache der Naturerscheinungen nur humane Vorstellungen zu machen. Hiezu wurde er umsomehr befähigt, ja getrieben, als er, zumal nach der Entartung des asiatischen und ägyptischen Fetischmus, des Pflanzen- und Thierdienstes,

den griechischen Grund und Boden betrat. Kurz hier vollendete sich nur die heidnisch-humane Vorstellung eines Gottes oder die Menschengötter. Diese selbst hatten von Anfang an geherrscht, und auch die Griechen verehrten noch heilige Thiere. Die griechischen Götter waren die vollendetsten der heidnischen Kultur.

Wie nothwendig die Idee des griechischen Staates aus der allgemeinen Betrachtungsweise der Natur, welche den Heiden eigenthümlich, hervorging, wurde bereits angedeutet. Jene aristokratischen Gesellschaften hatten die Sklaverei nothwendig im Gefolge, und auf griechischem Terrain mussten diese Gegensätze die höchste Schroffheit gewinnen; hier musste sich der heidnische Staat vollenden; hier nahm der gebildete Stand den grössten Umfang an oder die elementaren Gegensätze des Geistes und Stoffes gewannen hier in den meisten Menschen ein relativ-vollendetes Gleichgewicht.

Diese Ideen von Kirche und Staat verkörperten sich in der tektonischen Form wie folgt:

Da der Materialismus den Menschen im Anfange überall mehr, als der Spiritualismus beherrschte, und auch der Aegypter sich der Oberherrschaft der ursprünglichen Weltanschauung derjenigen Ur-Gesellschaft nicht entziehen konnte, welcher er entsprossen war, so errichtete er, gleich dem Asiaten, zur Ehre des Verstorbenen oder irgend eines Naturmales ein pyramidales Grab- oder Gedenkmal. Sie wählten die Form, welche, wie noch heute das Soldatenzelt und die Wohnung uncivilisirter Nomadenvölker, das nothdürftigste häusliche Bedürfniss befriedigt. Denn die Pyramide erfüllt das letztere auf kürzestem Wege, und ihr Bau bedarf des geringsten Kalküles, weil sie nach der Analogie der Pflanze der niedrigste bauliche Organismus. Sie individualisirt den Menschen am meisten, da sie den kleinsten nutzbaren Raum bietet, ihre konforme Vergrösserung nur durch ein neues Pyramiden-Individuum möglich ist, welches sich mit dem ursprünglichen nicht zu einem einheitlichen Raume vereinigt, und weil der Bau der Pyramide den geringsten Kunstaufwand erfordert. Dieselbe entspricht daher der Wohnung eines Todten oder

eines Menschen, welcher in seiner Isolirtheit die geringsten Bedürfnisse hat, am meisten.

Von Anfang an aber lebte der Mensch auch in Gemeinschaft mit Menschen, und dieses Bedürfniss befriedigt nur der kubische oder parallelepipedische Raum. Derselbe ist der Gegensatz des pyramidalen. Denn er verlangt eine höhere Spekulation des Geistes, als der pyramidale, weil die getragenen Glieder sich sehr scharf von den tragenden unterscheiden, wogegen er einen geringeren Aufwand physischer Kraft erfordert; denn er bietet ferner den grössten nutzbaren Raum, vergesellschaftert die Menschen, weil er sich durch seines Gleichen zu einer Einheit in's Unendliche vergrössert.

Diese Formen traten gleichzeitig in's Leben sowie die beiden entgegengesetzten Weltanschauungen oder Grunddenkweisen des Menschen, und wir wissen, dass die Pyramide über das Parallelepipedum oder die Cella oder den Steinkreis herrschte. Doch der Mensch lieferte erst dann einen Organismus nach der Analogie eines sittlich bewussten Menschen, als er beide Formen zu einem organischen Ganzen verband, d. h. als er einer Gottanschauung fähig war oder ein sittliches Bewusstsein hatte, als er eine Pyramide zur Ehre des Verstorbenen, zur Ehre eines Gottes baute und hiermit eine Cella, ein parallelepipedisches Haus, verband, als er neben jenem sittlichen Bedürfnisse auch das (hievon nicht zu trennende) der Verehrung in der unmittelbaren Nähe des Gottes fühlte. Eine gottesdienstliche Handlung, sei es in Gemeinschaft mit seines Gleichen, oder ohne dieselbe, vermochte er nur in einem kubischen Raume, wo er sich frei bewegen, aufrecht gehen und stehen konnte, zu verrichten, und die Verbindung der Pyramide mit einer kubischen Cella liefert einen baulichen Organismus aus zwei Haupttheilen, welche mit dem Unter- und Oberkörper, den Haupttheilen des menschlichen Organismus korrespondiren; jene sowie diese bestehen aus horizontalen und pyramidalen Gegensätzen. So lange der Mensch entweder eine Pyramide, oder eine Cella baute, so lange er also beide Formen nicht zu einem Organismus verband, so lange stand er nicht auf der Stufe der Entwickelung, auf welcher

wir ihn als sittlich bewussten Menschen erkennen; so lange formte er entweder nach der Analogie des pflanzlichen, oder des thierischen Organismus. Diese Handlungsweise machte ihn nicht etwa zur Pflanze, oder zum Thiere, denn jene bildet nur nach der Analogie ihres, und dieses nur nach der Analogie seines Organismus; er war vielmehr immer Mensch, nur nicht von Anfang an ein sittlich bewusster. Er wurde ein solcher mit der Spaltung der Urvölkerfamilie in die asiatische und in die ägyptische, am Ende der Urepoche des westlichen Geschlechtes, welche jene Urformen oder ersten Formen der Tektonik lieferte. Aus denselben bildeten sich die Basis oder die Grundformen des asiatischen oder ägyptischen Fetischmus, die ersten Organismen nach der Analogie des sittlich-bewussten Menschen.

Der Aegypter stellte nun zwar die Cella neben oder an die Pyramide, und nur der Asiate auf die Pyramide; dennoch bildeten beide einen Organismus nach der genannten Analogie aus bereits angegebenen Gründen, und handelten gerade in solcher Weise und nicht anders aus folgenden Gründen. Der Mensch unterlag der zwingenden Gewalt nur zweier möglichen Handlungsweisen, die sich ergänzen. Er stellte, gleich der Natur selbst, die Grundformen neben einander, oder auf einander und im letzteren Falle vorwiegend die Cella auf die Pyramide. Der Mensch vermochte nie diese Grenzen der Natur zu überschreiten, und dass die asiatische Form die ägyptische ergänzte und dass die letztere potenter war, als die erstere, ist offenbar. Denn in beiden Fällen ist zwar die Pyramide die Riesenkrypta mit den Gebeinen des Verstorbenen oder mit dem Naturmale etc., im asiatischen Baue aber beschränkte die Pyramide das Parallelepipedum auf den kleinsten Raum, während der Aegypter dem Parallelepipedum eine unbegrenzte Ausdehnung gestattete; dort beherrschte die Pyramide die Cella unbedingt, hier bedingt. Der asiatische Materialismus dominirte zwar in der Gestalt der Pyramide die spiritualistische Cella in beiden Fällen, und der asiatische Stufenbau trägt bereits seine Cella als Oberkörper nach der allgemeinen Analogie des menschlichen Organismus; allein die Möglichkeit der unbegrenzten Entwickelung der Cella im

ägyptischen Baue ist das entscheidende Moment der höheren Potenz des letzteren. Dieser Bau entsprach auch ganz den Bedürfnissen der Anschauung sowie des Terrains des Aegypters, seinem Gemeingeiste, welcher Räume zur Aufnahme grosser Gesellschaften, vor Allem einer ausgedehnten Priesterschaft bedurfte, und seiner Abgeschlossenheit im Nilthale. Doch sein ganzer Körper hätte sich niemals vollendet gestaltet, wäre er nicht vom stenglich potenteren Stufenbau des Asiaten ergänzt worden. Dieser wiederum entsprach der Exclusivität der asiatischen Despoten, welche dem Laien das Heiligthum in eine unnahbare Ferne rückten, ferner dem offenen, leicht zugänglichen Terrain der weiten Flussthäler Asiens, wo fortwährende Usurpationen eine starke Befestigung des Göttersitzes oder eine möglichst erhabene Aufstellung verlangten; denn die förmliche Verehrung des Gottes führte zur Bildung eines Symboles oder Bildes desselben, und dieses erhielt in der kubischen Cella seinen Wohnsitz. Der asiatische Stufenbau mit der Cella auf seiner Spitze hätte nie zu einem entwickelten Säulenbau geführt.

Diese beiden Gestalten sind die Grundformen jeder folgenden tektonischen Form, in's Besondere aber die Grundformen der heidnischen. Alte Ueberreste aus späteren Zeiten, welche die geheiligten Formen nicht selten wiederholten, lassen mit Sicherheit auf die einstige Existenz jener Gestalten schliessen; und die beiden hierauf folgenden Komplexformen des Kultur-Unterkörpers verhielten sich jedenfalls zu ihnen, wie die christlichen Kirchen des 9., 10. und 11. Jahrhunderts zu denen des 4., 5. und 6. Jahrhunderts. Die Formen dieser zweiten Epoche mochten sich in ihrer allgemeinen Gestalt weit weniger von jenen der ersten Epoche unterscheiden, als die der beiden christlichen. Die Geschichte gestattet uns nicht, näher auf dieselben einzugehen; im christlichen Kulturorganismus erkennen wir dieses Glied weit deutlicher.

Das alte Babylon und Memphis waren die Centralpunkte dieser beiden Epochen. Nachdem der materielle Fetischmus seine höchste Blüthe erreicht, zumal in Asien, der spirituelle sich aber trotz seines materiellen Grundzuges allmählig zum schroffen

Gegensatze ausgebildet hatte, wurde der Asiate von dem eigenthümlichen Kulturleben Aegyptens angezogen, bis er sich um das Jahr 1800 v. Ch. in der Gestalt der Hyksos auf den Aegypter stürzte und während mehreren Jahrhunderten sich mit ihm intensiv berührte. Beide verfielen nothwendig einem gemeinschaftlichen Zersetzungsprocesse, welcher aber den Asiaten besonders berührte, weil dieser von der ägyptischen Kultur, die er in ihrem ganzen glänzenden Gewande kennen lernte, mehr inficirt wurde, als der Aegypter von der asiatischen. Der tektonische Repräsentant dieser dritten Epoche oder der Hauptjunktur des heidnischen Kulturorganismus musste daher vornehmlich die Auflösung des asiatischen Komplexes wiederspiegeln, die Kultur in einer, aber einer chaotischen krystallisiren und sich in Asien bilden und vollenden. Nur hier war den Früchten jener Kulturmischung die Ruhe für ihre Bildung und Reife gegönnt. Wie einst die Kreuzzüge den Keim der Individualisirung in das Geschlecht, namentlich in das occidentale, legten, und den christlichen Spiritualismus zu den äussersten Konsequenzen veranlassten, ebenso zwang der von Aegypten nach Asien getragene ägyptische Spiritualismus den asiatischen Materialismus, seine äussersten Konsequenzen zu ziehen; denn die Berührung beider letzteren Anschauungen währte auch mehre Jahrhunderte. In jenem ungeheuren Thurme zu Babel erstieg der asiatische Materialismus seine Ekstase, hier dehnte ihn der ägyptische Spiritualismus so aus, dass sein beabsichtigtes Werk sich nicht zu vollenden vermochte, wie später die Spitzbogen-Kathedrale. Die intensive Berührung mit dem Aegypter hatte auch in Asien den Sinn für ein Niveau der Interessen angeregt, daher blieb der babylonische Thurm eine Ruine; die neuen Bedürfnisse der asiatischen Gesellschaft vermochte die Pyramide in dieser Ausdehnung nicht mehr zu befriedigen, welche letztere übrigens sehr zum Parallelepipedismus hinneigen musste, wegen ihrer Ausdehnung.

Die Aegypter hatten sich zum Theil nach Aethiopien zurückgezogen und hier, wie die Monumente von Kêrman und Defussa beweisen, ihren Nationalcharakter bewahrt, ja sie gelangten im

ununterbrochenen Kampfe mit den Eindringlingen zum Vollbewusstsein ihrer eignen Potenz, je mehr sie in der allmähligen Abschwächung der rohen Kraft der Hyksos ihren eignen Einfluss erkannten. Sie vertrieben dieselben endlich aus Aegypten, unter Tuthmes III., ca. 1500 v. Ch., drangen hierauf selbst bis in das Herz von Asien vor, und mit dem 15. Jahrhundert beginnt die Glanzepoche des ägyptischen Spiritualismus oder die vierte Epoche. Theben und Ninive erbildeten zwei neue Komplexe aus den Grundformen, welche, gestützt auf die Reminiscenzen der Vergangenheit, in Aegypten als Pylontempel, in Assyrien als ausgedehnte kubische Bauten, mit denen sich pyramidale Thurmbauten verbanden, in die Erscheinung traten. Der ägyptische Spiritualismus beherrschte fortan die alte Kulturwelt, in Asien aber bedingter, als in Aegypten.

Der Pylontempel trägt zwar in seinen pyramidalen Umfassungswänden und in der Gestalt seiner Thorbauten die pyramidale Abkunft unverkennbar zur Schau; doch die alte Pyramide hatte sich hier mit der Cella in eine Form verschmolzen, da wir ihrer früheren mächtigen Krystallform selten oder gar nicht begegnen, und der Pylontempel dehnt die ursprüngliche Cella in ein langgestrecktes, ungeheures Parallelepipedum zu ebener Erde aus, welches sich aus einer Unzahl von Kammern, Zellen, Höfen zusammensetzt und mit den ausgedehnten Wohnungen einer den Laien absolut, ja die Könige beherrschenden Priesterschaft den Mittelpunkt der Gemeinwesen bildete. Der Tempel zu Karnak ist das charakteristische Denkmal des ascetischen Mönchswesens, welches die Sitze seiner unbedingten Herrschaft in's Ungeheure ausdehnte.

Auch in Asien vermochte der Mensch gemeinsame Bedürfnisse von grossem Umfange nur durch mächtige kubische Räume zu befriedigen, wenn sich dieselben auch mehr mit pyramidalen Reminiscenzen mischten, wie die Ueberreste in dem Hügel von Nimrud erkennen lassen. Denn der Asiate wurde jetzt nicht mehr von einer Unzahl kleiner und grosser weltlicher Despoten, wie zuvor, sondern von einem Despoten beherrscht. In Asien koncentrirte oder spiritualisirte sich das Geschlecht in der Hand

eines Gott-Tyrannen, welcher, wie später die Sultane, auch die höchste geistliche Macht besassen, während jetzt in Aegypten eine Unzahl geistlicher Despoten herrschten, wie einst im christlichen Abendlande. Wir erfahren nichts von jenen mystischen Priestersitzen, aber von üppigen Königspalästen, von mächtigen Terrassen- und Hallenanlagen, welche als Nationaldenkmale und als Herrschersitze den Mittelpunkt riesenhafter Städte bildeten. Die ursprüngliche Schroffheit der Kulturgegensätze hatte sich offenbar gemildert; dieselben liefen faktisch mehre Jahrhunderte neben einander her, ohne sich intensiv zu berühren, ohne einen gemeinsamen Komplex zu bilden; sie entwickelten sich weit früher, als die vorangegangenen und divergirten, auch nachdem sie den Höhepunkt ihrer Kultur erstiegen; jeder von ihnen entartete für sich, jeder von ihnen erlitt einen Rückfall in das vorher herrschende Princip, jeder von ihnen individualisirte sich, wenn auch nicht in dem Maasse, wie zuvor, um wiederum von einem Despoten beherrscht zu werden und um sich wieder zu individualisiren; auf beiden Seiten raubte ein Despot dem andern die Herrschaft in ununterbrochener Folge während mehrer Jahrhunderte; Aegypten wurde endlich der Raub der Aethiopier, Assyrien die Beute der Neubabylonier, Meder und Perser; unter einem Nebukadnezar in Neubabylon und unter den Psammetischen in Sais wälzt sich das Geschlecht auf beiden Seiten in dem tiefsten Sumpfe der Entartung. Während aber eine Revolution die andere, die Aktion die Reaktion gejagt, während das Geschlecht auf immer kürzeren Kulturwellen hin und her geschwankt, bald in den Materialismus, bald in Spiritualismus versunken, während der heidnische Kulturorganismus nicht fähig wurde, alle seine Glieder zu einem organischen Ganzen zusammen zu ziehen und zu enden, bereitete sich ein Glied desselben schon seit dem Ende des zweiten Jahrtausends vor, in sich die elementaren Gegensätze der heidnischen Denkweise zu versöhnen. Es konnte sich nicht eher eine vollendete Einheit aller menschlichen Gesellschaften des westlichen Kulturlaufes bilden, als die Einheit einer Gesellschaft überhaupt, einer Gesellschaft ohne Rücksicht auf alle anderen, einer Gesellschaft an sich, zur vollendeten Dar-

stellung gelangt war; d. h. es vermochte sich nicht eher ein höherer Kulturorganismus zu bilden, als die Idee des Organismus in der einfachsten Gestalt oder in einem Gliede des ganzen Kulturorganismus, zur vollendeten Darstellung gelangte. Daher die Vollendung der heidnischen Idee nur durch die Griechen, eine Kulturgesellschaft, welche auf einem, vom eigentlichen Schauplatze der Kultur entlegenen und klimatisch besonders günstigen Terrain situirt wurde; daher auch die vielfachen Ansiedelungen von Asiaten und Aegyptern an den Küsten Griechenlands erst um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Ch., nachdem die Materialien geliefert waren, welche die Griechen zur Lösung ihrer Aufgabe bedurften: durch Kekrops aus Saïs, Danaus aus Oberägypten, Kadmus aus Phönizien, etc. Ueberall in Griechenland, auf dem Peloponnesus, in Attika, Böotien, wurde der Samen asiatischer und ägyptischer Kultur unter ein unbefangenes und frisches Volk gesäet, welches durch seine Auswanderungen der Entartung asiatischer und ägyptischer Kultur, welche bald hierauf folgte, entgangen war.

Trotz der stolzen Königspaläste zu Persepolis und Pasargadä vollendeten die Perser nicht die heidnische Idee; zu befangen von der unmittelbaren Nähe der alten Kulturgestalten, obwohl sie sich derselben gänzlich bemächtigt hatten, sanken sie zurück in die Extreme der Vergangenheit, mit ihnen alle Völker der ältesten Kultur, während die Griechen, welche zu den letzteren nicht gehörten, ihre kulturhistorische Aufgabe lösten, indem sie eine vollendete Einheit aus Kirche und Staat, aller spirituellen und materiellen Interessen des Menschen bildeten, indem sie dem Rumpfe des heidnischen Kulturorganismus das Haupt aufsetzten.

Sowie jedes Glied eines natürlichen, in's Besondere des menschlichen Organismus ein Organismus ist, ebenso jenes Glied der heidnischen Kultur, ihr Haupt. Die Geschichte gestattet uns eine nähere Erkenntniss dieses Organismus. Aus dem pelasgisch-hellenischen Kultur-Embryo entsprang die dorische und jonische Gesellschaft, von denen die erstere nach der Analogie der Vergangenheit die potentere war. Denn von Anfange bis zum Ende

der griechischen Kultur überwog der ägyptische Einfluss den asiatischen, und beherrschte der Dorier den Jonier, wenn auch nicht immer mit der Gewalt der Waffen. Die Dorier empfingen zuerst eine feste Staatsverfassung durch den grossen Lykurgus. Daher zwangen sie auch die Jonier zur Auswanderung nach den kleinasiatischen Küsten, welche erste Repulsion der Elemente die griechische Gesellschaft in die beiden parallelen Gegensätze oder Parteien spaltete, welche fortan einen gemeinschaftlichen Kulturorganismus bildeten. Bei der grossen Beschränktheit des griechischen Terrains hätte auch unmittelbar neben dem dorischen Staate ein anderer nie diejenige Selbstständigkeit gewonnen, welche zur Erbildung eines den dorischen Kulturkomplex ergänzenden erforderlich war.

Auch die Dorier und Jonier lebten hiernach lange neben einander, ohne sich intensiv zu berühren; auch sie ruhten auf einer gemeinschaftlichen Basis, dennoch bildeten sie auch Gegensätze, als sie sich nach der Auswanderung der Jonier selbstständig kultivirten. Hiezu legte schon die natürliche Anlage beider den Grund, und diese wurde genährt, insofern der Dorier bei der Isolirtheit seines Terrains, des Peloponnesus, wo er sich koncentrirte, vornehmlich mit Aegypten verkehrte, und der Jonier nicht nur mit den Asiaten einen intimen Umgang pflegte, sondern überhaupt durch seine Lage für jeden fremden Einfluss zugänglich wurde. Daher erkennen wir im dorischen und jonischen Staate, sowie in allen ihren Formen übereinstimmende Grundzüge, welche die Verschmelzung oder die Synthese der heidnischen Extreme auf beiden Seiten offenbaren, gleichzeitig aber entschiedene Gegensätze, und diese auf das Feinste zugeschärft oder am konsequentesten entwickelt.

Wie jeder Staat bestand auch der dorische und jonische aus einem Unter- und Oberkörper oder aus generellen pyramidalen Gegensätzen. Jenen bildeten die Heloten, diesen die Bürger, die aristokratische Gesellschaft Griechenlands. Jene trugen diese und namentlich deren physische Last; sie befriedigten die materiellen Bedürfnisse des Staates, die Bürger die spirituellen. Die Gesellschaft der Heloten war im dorischen und jonischen

Staate ein sehr unentwickelter Organismus, im Gegensatz zur Gesellschaft der Bürger; ein ebenso niederer Organismus blieb der Unterbau des griechischen Tempels, im Gegensatz zu dessen Oberbau.

Im Oberkörper des dorischen sowie des jonischen Staates genossen alle Bürger gleiches Staatsanrecht oder derselbe bestand aus völlig gleichberechtigten Gliedern, und nur die Bürger, die in jene Gemeinschaft von Aristokraten aufgenommenen Glieder der Gesellschaft, beanspruchten jenes Recht, waren die Träger der Staatslast und galten als berechtigte oder ganze Individuen. Während aber der Dorier die Selbstständigkeit des Individuums durch eine unbedingte Unterordnung aller persönlichen Interessen unter ein gemeinschaftliches oder öffentliches vernichtete, während er dem unwillkührlichen Eindrucke und dem persönlichen Willen des Einzelnen, die strengsten Fesseln anlegte, während er also durch die absolute Gleichheit aller Staatsbürger nach der Vollendung des idealsten aller Staatsorganismen strebte: bildeten die kleinasiatisch-griechischen Staaten, zerstreut auf vielen Inseln, Individuen, eine Konföderation von Städten, welche nicht mit spartanischer Konsequenz von einem Punkte aus beherrscht wurden, sondern welche im Gegensatz hiezu sich individualisirten, ohne den idealen Grundzug, welchen sie mit den Doriern gemein hatten, aufzugeben. Die vielseitigen Eindrücke der Umgebungen, der Einfluss eines südlicheren Klimas forderten in Kleinasien die Befriedigung persönlicher Neigungen gebieterisch und erzeugten die Toleranz persönlicher Anschauungen, die Grundlage individueller Entwickelung auch in jeder einzelnen Stadt.

Ebenso charakterisirten sich die Deckenstützen, welche gleichzeitig den Raum der Cella bildeten resp. öffneten, als die alleinigen Träger der ganzen Deckenlast, die dorischen durch ihre alleinige Endigung im Konflikt mit derselben, durch ihren Kopf (Kymation) oder ihre Individualität, die jonischen durch ihre alleinige Junktur mit dem Gebälke. Während aber der Dorier die Säule mit der ganzen Decke, jungirte sie der Jonier nur mit dem nächsten Gliede, während alle dorischen Säulen

auf einer gemeinschaftlichen Basis, ruht jede jonische auf einer besonderen individuellen, und während alle übrigen Bauglieder des dorischen Tempels ohne besondere Individualität auf das Engste mit einander verbunden, nämlich durch Junkturen, endigt der Jonier jedes Glied mit einem Kopfe und kennt nur jene eine Junktur.

Diese Gegensätze stiessen während der Perserkriege auf einander, wo sie sich aber freundschaftlich und durch die Noth getrieben, um so inniger berührten und vermischten. Aus diesem Becken entsprangen während des sogenannten goldnen Zeitalters zwei neue Kulturkomplexe, der attische und korinthische; die idealen dorischen Bande hatten sich gelockert, und das Streben nach Individualität beherrschte die ganze griechische Gesellschaft. Die Komplexe divergiren, erleiden sehr bald einen Rückfall in den dorischen Spiritualismus, durch die philosophischen Schulen; doch ebenso schnell gewinnt die Individualisirung oder der Realismus die Oberhand; im peloponnesischen Kriege wachsen daher dem Kulturorganismus die Arme, oder der Realismus erfüllt seine Mission; der Organismus deckt sich, sowie das Epistyl die Säulen, die Arme die aufgerichteten Stützen der menschlichen Brust; nach einer Reihe von Schwankungen, Einmal in den dorischen Spiritualismus durch die Hegemonie Sparta's, das Andremal in den jonischen oder attischen Realismus durch die Hegemonie Athens, deckt sich endlich der Kulturorganismus völlig; alle seine Glieder strecken sich nach einer Decke, der macedonischen; es bildet sich eine Form, der Hals des Organismus, und unter Alexander dem Grossen, als sich griechische Bildung über die ganze alte Kulturwelt verbreitet, erhebt sich sein strahlendes Haupt, aber nur um einen flüchtigen Schimmer auf diese zu werfen und sofort in dem römischen Chaos zu versinken und dasselbe zu befruchten.

Der heidnische Kulturorganismus vollendete sich mit dem vierten Jahrhundert vor Christus, nach der völligen Verschmelzung der Extreme der Vergangenheit. Dennoch war das Gleichgewicht der elementaren Gegensätze der menschlichen Denkweise kein absolutes, aber ein humanistisches, und zwar ein

vorwiegend ideales, wozu es der Dorismus, das noch immer potentere Element, machte. Denn im dorischen sowie im jonischen, im attischen sowie dem korinthischen Tempel dominirt das Parallelepipedum die Pyramide, die Cella den Unterbau, der Oberkörper den Unterkörper, der Sitz des Spiritualismus den Sitz des Materialismus.

Die griechische Form ist eine humane und mehr ideale als reale: die Idee des griechischen Tempels war die ursprünglich-heidnische, eine Krypta mit den Gebeinen des Helden oder mit einem Naturmale, und eine gottesdienstliche Halle oder der Sitz des Gottes, des von seinem Numen erfüllten Bildes. Doch an den Sitz des griechischen Gottes schloss sich nicht der üppige Palast eines asiatischen Despoten, wo dieser selbst der angebetete Gott wurde, ebensowenig Klosterhöfe ägyptischer Priester; er war kein Bollwerk geistlicher und weltlicher Despotie, wie die Stufenpyramide und der Pylonenbau; sondern das erste Bollwerk des Humanismus, welcher Kirche und Staat zu einer Form verschmilzt, wo weder der Ritter noch der Priester ein Vorrecht vor irgend einem anderen Gliede des Staates usurpirt, wo neben den geistigen Genüssen auch den leiblichen das göttliche Recht vindicirt. Daher stand der griechische Tempel isolirt, ja entrückt von der profanen Berührung durch die priesterliche Wohnung, und bot dem humanen Gotte einen humanen Raum mit einer humanen Umgebung, einem heiteren freien Tempelbezirk (Aule), welcher, umgeben von niedrigen Schranken (Peribolos), durch weite und einladende Pforten zugänglich ist, gleich der Cella, die das Götterbild einfach umhegende Schranke, das auf einem niedrigen Podium ruhende Anathema des Gottes. Der Grieche verdumpfte nicht in einer exklusiven Religiosität, sondern jeder Ort seiner öffentlichen Thätigkeit, nicht bloss die Kulttempel, war eine gottgeweihte Stätte. Er fand überall seine Götter: im Schatzhaus, Odeum, Theater, in der Basilika, in den Strassen etc.; mit dem Aufgehen seines Privatlebens im öffentlichen lebte er nur den Göttern. Er bedurfte daher vielfache und geräumige Anlagen und deshalb sehr häufig des raumöffnenden Gliedes, der Säule, welche jenen bei der Beschränkt-

heit des monolithen Baues nothwendig ein sehr plastisches Ansehen verliehen. Hieraus hat das Auge des heutigen Beschauers auf ein Uebermass am sogenannten sinnlichen Gefallen der Griechen geschlossen, während doch alle jene Gestalten die Körper der idealsten aller Gottanschauungen und der idealsten aller Staats-Ideen, welche soeben angedeutet, gleichzeitig die Körper der humanistischen Idee, welche nach der Analogie des sittlichsten natürlichen Organismus stets den Stoff und den Geist zu einer sittlichsten Einheit verschmolz, welche mit jedem materiellen Bedürfnisse ein geistiges befriedigte, kurz die mit jeder Handlung einen Gottesdienst verrichtete.

Der Grieche war nichts weniger, als sinnlich, nämlich im extremen Sinne, sondern tief-religiös oder tief-sittlich im heidnischen Sinne. Ueberall, im Tempel sowie im Theater, beherrschte ihn eine höchste sittliche Stimmung, eine Denkweise, die nach der Analogie der Natur niemals den sinnlichen Genuss neben dem geistigen, und diesen niemals neben jenem entbehrte, die den Stoff sowie den Geist für göttlich hielt, weil sie die Untrennbarkeit beider in jeder Naturform erkannt hatte, die stets eine vollendete Einheit schuf, weil sie einem Organismus entsprang, in welchem die elementaren Gegensätze des Geistes und Stoffes, in welchem die geistige und leibliche Arbeit im Gleichgewicht standen. Daher ergriff den Griechen in der Tragödie, wo die Götter über das Schicksal des Menschen entschieden, derselbe religiöse Schauer, als wenn er dem Gotte nahte, um eine Gnade zu erbitten, oder um eine Danksagung zu verrichten, während er dort seine Schaulust befriedigte und hier die Pracht des Gottes bewunderte. Daher dienten die Basiliken, die öffentlichen Hallen der Gerichte, Volksversammlungen und Disputationen gleichzeitig zur leiblichen Erholung, zu Festen aller Art, von welchen selbst die bachantischen einen religiösen Charakter trugen. Daher boten die kapellenartigen Grabmäler, die choragischen Monumente, wie das eines Thrasyllos, schattige, kühle Hallen. Daher sorgte der Grieche schon im Jünglinge für eine harmonische Ausbildung des Geistes und Stoffes durch die Gymnasien. Trotz der Strenge der Häuslichkeit verbanden

sich mit dem Wohnhause freie und luftige Hallen. Und hier beschränkte sich der Grieche auf's Aeusserste, zum Vortheil einer Allgemeinheit, die ihm eine göttliche war, oder aus Ehrfurcht vor den Göttern, mit welchen er ja keine Gemeinschaft hatte.

Der Grieche war also Humanist, und als solcher sogar vollendeter Idealist; und so befangen er auch durch die Nichterkenntniss einer Gemeinschaft in Gott erscheint, so lieferte er doch, weil seine Götter vorwiegend ideale Vorstellungen von Menschen, die idealen Grundzüge jedes späteren menschlichen Wohnhauses oder die Mittel, welche das hauptsächlichste Bedürfniss des Christen befriedigen sollten. Der griechische Tempel wurde die Grundform aller folgenden baulichen Gestalten der gesitteten Menschheit, besonders die der menschlichen Wohnung; denn die Grundidee jedes menschlichen Aufenthaltsortes ist ein von allen Seiten geschützter, hell erleuchteter, leicht zugänglicher und den menschlichen Aufenthalt nach der Analogie des menschlichen Organismus befriedigender Raum. Der griechische Tempel zuerst lieferte einen Wohnraum, welcher in seinem Fussboden durch einen Unterbau [der den geeignetsten Aufbewahrungsort für die materiellen Bedürfnisse des Menschen liefert] vor der Feuchtigkeit des gewachsenen Bodens, welcher durch die Cellenwände von allen vier Seiten vor jeder profanen, zufälligen Berührung, welcher von oben durch ein Dach vor allen Einflüssen der Witterung geschützt war, welcher aber auch durch ein seitliches oder durch ein Oberlicht im Innern erleuchtet, über jenes niedrige Podium, über wenige Treppenstufen und durch ein schützendes und die Cella mit der äusseren Umgebung vermittelndes Vorhaus leicht zugänglich ist; kurz einen humanistischen Organismus. Er erfüllte alle Anforderungen, welche wir noch heute an eine menschlich-humane Behausung machen, welche aber weder der Asiate noch der Aegypter vor ihm gemacht hatten. Die ersten sittlich-vollendeten Menschen bedurften nicht einer Festung, wie der altasiatische Stufenbau, nicht eines mystischen Raumlabyrinthes, wie der Pylontempel, zu ihrem Schutz.

Ja der griechische Tempel lieferte die Grundform der christ-

lichen Kirche oder eines Versammlungshauses für alle späteren Menschen mit sittlichem Bewusstsein.

Jedem Griechen, sobald er die Katharsis (Weihe) empfangen, war der Zutritt in die Cella und die Anschauung des auf erhabenem Sitze ruhenden Götterbildes gestattet; dann war er von demselben nicht mehr durch die Thürmauer der Cella, sondern nur durch eine niedrige Schranke getrennt, welche das Allerheilige, das nur für den Priester zugängliche Adyton, vom Laien abschloss. An die einfache Cella fügte sich ein Raum, welcher für den zeitlichen Aufenthalt des Priesters und zur Aufbewahrung von Tempelschätzen, wichtigen Staatsdokumenten etc. bestimmt, eine Art Sankristei bildete, die, an der hinteren Fronte der Cella gelegen, mit dieser in Verbindung stand und sich durch ein Posticum, eine hintere Vorhalle, nach Aussen öffnete. Als das Raumbedürfniss in Folge der reicheren Gestaltung des Gottesdienstes und in Folge der Anhäufung von Tempelschätzen grösser geworden, erweiterte sich die bisher ungetheilte Cella zu einem dreitheiligen Raume, durch die Anordnung zweier Zwischenstützen, in deren Mitte jetzt das Götterbild an der Hinterwand ruhte. Die inneren Schranken zogen sich jetzt zwischen den Stützen bis auf eine gewisse Entfernung vor die Eingangsthüre, so dass sich für die heiligen Handlungen und für die Aufstellung von Nebenbildern, Weihgeschenken etc. ausser dem übrig bleibenden Theile des Mittelschiffes noch die Seitenschiffe darboten. Hier bildeten sich zwischen je zwei Säulen kleine Kapellen durch niedrige Gitter oder Mauern von einander getrennt, kurz Räume für die Andacht oder die Betrachtung des Einzelnen. Auch der dreischiffige Raum genügte sehr bald nicht mehr für die grosse Menge von Schätzen, die sich in den Tempeln koncentrirten, wenn man dieselben nicht in besonderen, untergeordneten Nebengebäuden, wie das Schatzhaus des Atreus, wo sie zwar sicher, aber von Niemandem bewundert und durch die Anschauung genossen, unterbringen wollte. Bei der Beschränktheit des monolithen Balkenbaues hätte die Anordnung von fünf Schiffen zu einem düsteren Säulen-Chaos geführt, wie es uns in den ägyptischen Tempeln begegnet; abgesehen hievon widerspricht aber

ein fünf- oder mehrschiffiger Raum überhaupt der humanistischen Praxis [wir finden ihn nur in den extremen Kulturepochen vorherrschend], denn er liefert den geringsten nutzbaren Raum. Dies ist der allgemeine Grund der Anordnung zweier äusseren Schiffe oder die Idee des Peripteros. Auch eine fünfschiffige gewölbte Kathedrale hätte das Bedürfniss des Griechen nicht befriedigt; denn der Tempel war auch ein Kunsthaus, ein Sammelplatz der werthvollsten Kunstgegenstände, welche Allen gehörten, welche daher auch Allen leicht zugänglich und leicht schaubar sein mussten; und der Tempel war kein Versammlungshaus der Gemeinde. Dies ist der specielle Grund jener Anordnung. Der Grieche wollte nicht prahlen, wenn er die Schätze, welche Allen gehörten, auch für Alle schaubar machte und sie am günstigsten beleuchtete, oder wenn er bei der häufigen Beschränktheit des Terrains zu einer centralen Anlage gezwungen wurde, und bei dem grossen Raumbedürfniss für die Aufstellung der Kunstwerke eine allzu langgedehnte Bauform vermied. Die Idee des Peripteros war unzertrennlich von einem Zenithlichte der Cella. Das Opaion oder Deckenoberlicht musste an die Stelle des Metopenlichtes treten. Die grössere Höhe des Cellendaches endlich, eine Folge der längeren Dachflügel des Peripteros, gestattete die Anlage von Emporen oder oberen Säulenstellungen, welche kolossale Dimensionen einer Säulenstellung vermieden und für die Aufstellung von Weihgeschenken, Bildern etc. einen sehr geeigneten Raum darboten, und durch Treppen zugänglich gemacht wurden.

Aus diesen wenigen Andeutungen erhellt, dass der griechische Tempel die Grundzüge der christlichen Kirche liefert oder alle Ideen derselben in einer Urform giebt; denn er war vor Allem der erste menschlich-humane Aufenthaltsort und die letzte heidnische Form.

Mit dem Peripteros erschöpfte sich die Grundidee des griechischen Tempels; denn der Dipteros ist nur eine üppige Erweiterung des Peripteros, und der Pseudoperipteros eine Uebergangsform, welche wir später noch näher kennen lernen.

2. Das Römerthum.

Kaum hatte das Geschlecht den ersten Höhepunkt der Gesittung durch die Griechen erreicht, so musste es denselben auch verlassen, um unaufhaltsam der Entwickelung einer neuen Hauptidee der Kultur entgegenzugehen, zunächst sich für dieselbe vorzubereiten. Neue heidnische Gedanken traten daher während der römischen Weltherrschaft nicht in die Erscheinung. Die alten vielmehr erschöpften sich gänzlich, und alle neuen Ideen gehörten dem Christenthum an, schon lange vor Christi Geburt. Das Christenthum hatte längst im Stillen mächtige Keime getrieben. Aegyptische, griechische, persische, hebräische, römische, indische Philosophen waren die Vorverkünder oder Vorerzieher der christlichen Idee, und Christus und Mahomed die letzten Reformatoren des Heidenthumes.

Die christliche Idee vermochte nicht unmittelbar nach Vollendung der heidnischen kulturbeherrschend an ihre Stelle zu treten. Die alten festgeknüpften Bande der Gesellschaft konnten sich nur allmählig lösen, und die heidnischen Götter, die Einheiten an sich, verlangten mit dem christlichen Gotte, der Einheit Aller unter sich, eine organische Vermittelung, eine Junktur, zumal jene vollendet, dieser unvollendet war. Die Römer erbildeten diese Junktur in allen ihren Formen; dieselbe gestaltete sich nothwendig weit reicher, als die Junktur der zweiten und vierten heidnischen Epoche oder zwischen specielleren Gegensätzen der Kultur. Die Hyksos schufen die Bedingung einer Epoche, indem sie dieselbe mit der vorhergegangenen vermittelten, die Römer die Bedingungen aller christlichen Epochen, indem sie zwei kulturgeschichtliche Hauptideen vermittelten. Die Hyksos konservirten die Kulturresultate einer Epoche und begründeten die Basis der folgenden, die Römer konservirten die ganze heidnische Kultur und schufen die Basis der ganzen christlichen. Die Hyksos lieferten die Vorform der ägyptischen Epoche, die Römer die Vorform des Christenthumes, in welcher der monolithe Balken- und gewölbte Bau zum ersten Male ein organisches Ganze bildeten, so unentwickelt auch dieser Organismus

war. Die Römer bauten griechische Tempel und Theater etc., ägyptische Hypognenbauten und asiatische Pyramiden (Kaisergräber), gleichzeitig kolossale Wasserleitungen, Strassen und riesenhafte Basiliken und Thermen; die Hyksos nur eine Riesenpyramide, vielleicht den Thurm zu Babel.

Jede Junktur bedingt als organische Vermittelung von Gegensätzen die Auflösung des Vorangegangenen; daher konservirten die Römer das Heidenthum in den letzten Gestalten des antiken Organismus und lösten die Bande desselben völlig.

Die römische Junktur ist, wie jede andere kulturhistorische, ein Organismus, ein Kulturmensch. Es würde zu weit führen, zum Theil erlaubt es die Geschichte nicht, denselben in allen seinen Gliedern zu betrachten, wir beschränken uns auf die drei Hauptglieder: den Unterkörper, den Oberkörper und ihre Junktur in der Mitte. Den Unterkörper bilden die attisch-korinthischen Götter, Bürger und Tempel, die Junktur: die römischen Richter, Bürger und Tempel (etruskische) bis zur Geburt Christi, den Oberkörper: die römischen Kaiser, die christlich-römischen Bürger und die Basiliken und Thermen nach Cäsar.

Die römischen Richter raubten den alten heidnischen Göttern die Autorität und übertrugen sie endlich auf den Kaiser, welcher auf der Seite des christlichen Gottes [dem Inbegriffe aller weltlichen und geistlichen Macht, der durch den Pabst und den Sultan zur einseitigen, aber ergänzenden Darstellung gelangte] steht. Das römische Recht lockerte die Sklavenbande, und die heidnisch-ideale Gesellschaft realisirte sich zu einer Staatseinheit, wo alle Individuen, auch die Glieder des Staats-Unterbaues, ein ideales Staatsanrecht, wenn auch ein sehr verschiedenes, zu beanspruchen begannen; und die ausschliessliche Schönheit des griechischen Bürgers verallgemeinerte sich. Ebenso realisirte der Keilstein das ideale Parallelepipedum des heidnischen Oberbaues, und idealisirte die reale Pyramide des heidnischen Unterbaues; das Parallelepipedum nämlich ist eine endliche Reihe und die Pyramide eine unendliche Reihe von Keilsteinen. Das Römerthum leitete die Ergänzung des Heidenthumes durch das Christenthum ein; denn der griechische Gott, Bürger und die

Säule bildeten schon mit einem zweiten Individuum ein Ganzes, einen Olymp, einen Staat und einen Bau; wenn alle Individuen gleiche Rechte haben, ist es gleichgültig für die Existenz des Ganzen, wie viele ausscheiden oder hinzutreten; daher die höchste Monumentalität der griechischen Form. Der christliche Gott dagegen integrirt alle Geschöpfe, der christliche Staat alle Glieder der Gesellschaft, vom ersten Staatsbeamten bis zum ärmsten Proletarier, der Bau alle Glieder, von der Säule bis zum letzten Keilsteine.

Der Römer war daher Heide und Christ, aber erst Heide und als solcher Spiritualist, dann beides in gleichem Maasse, und endlich Christ und als solcher Realist. Seine specifisch-heidnische Form ist der griechische Tempel, seine heidnisch-christliche der etruskische Tempel, seine christliche die Basilika und die Therme. In allen drei Fällen zerfällt die Form in zwei Gestalten, eine langgestreckte parallelepipedische und in eine centrale oder pyramidale, wie später die christlichen Kirchen. Der griechische und der Vestatempel — der etruskische —, die Basilika und Therme, bilden einen Organismus, und dieser steht mit dem christlichen in innigster Verbindung.

Die Hauptachse des römischen Tempels drehte sich um einen rechten Winkel gegen die griechische, von Norden nach Süden, die christliche Kirche vollendete die halbe Umdrehung und somit den Gegensatz zur heidnischen Orientirung. Der griechische, römische und christlich-römische Bau [resp. die christliche Kirche] zerfielen alle in zwei scharf gesonderte Theile: die Cella mit dem auf der Krypta ruhenden Göttersitze und die Vorhalle; die Zellenräume (z. B. der kapitolinische) und die tiefsäulige Vorhalle, welche denselben Zwecken dienten wie die griechischen; die Abcis mit dem römischen Gerichtshofe und der Verkehrshalle vor demselben, resp. die Rotunde der Therme; endlich die Abcis, resp. der Chor der Geistlichkeit mit dem Altare, und die Gemeindehalle der Christen, resp. der Kuppelbau. Denn die Grundidee des griechischen, römischen und christlichen Tempels war dieselbe, ein Haus Gottes, in welchem der Verehrende dem Gotte oder dessen Symbole gegenübertritt. Doch der Grieche, welcher

keine Gemeinschaft mit Gott hatte und seinen Gott als ein isolirtes, selbstständig wohnendes Individuum besuchte, trat ihm im Tempel auch als einzelnes Individuum gegenüber, er bedurfte daher auch nur einer kleinen Vorhalle, um sich für die Unterhaltung mit dem Gotte vorzubereiten; die Cella war daher der Hauptraum des Gebäudes. Der römische Tempel theilte sich schon, der etruskische immer, in zwei gleiche Theile; die Schranke zwischen dem Göttersitze und der Vorhalle, die Thürmauer, stand in der Mitte eines meist quadratischen Grundplanes. Der Römer näherte sich seinen Göttern noch mehr, als die römischen Richter, später die Kaiser, an die Stelle derselben getreten, und als er seine spirituellen Interessen in der Basilika und seine materiellen in der Therme wahrte. In der Basilika öffnete sich die Schranke vor dem Tribunal zu einer freien Säulenstellung, und in der Therme fiel sie ganz weg, und vereinigte die Gesellschaft zu einer einzigen, christlichen. Hiermit, mit der Oeffnung der Tempelschranke durch die römische Basilika und mit der Oeffnung der kaiserlichen Rotunden, füllte sich die Kluft zwischen dem Heiden und seinen Göttern. Der ahnende Drang nach einer Gemeinschaft in Gott beherrschte die römische Welt, wenn die alten Götter in der Achtung derselben um so tiefer fielen, je mehr sich in jenen ausdehnbaren Räumen der Basilika das geistige Leben des Römers koncentrirte, und je realer er sich in den Sälen der Therme individualisirte. Die römische Welt vereinigte sich in der Basilika im Geiste einer allgemein herrschenden Idee, der Idee des römischen Rechtes, wie später die christliche im Geiste ihres Gottes. Dort, sowie in der Therme, strebte das Individuum nach der Geltung seiner Eigenthümlichkeit, nach seiner höchsten Realisirung oder nach der Anerkennung seines göttlichen Rechtes, kurz nach der Verallgemeinerung aller geistigen und leiblichen Genüsse. In der römischen Basilika zuerst war es einem Jeden vergönnt, für seine Menschenrechte zu streiten; in der Therme war jedem Römer, je nach seinem Stande, körperliche Reinigung, leibliche Stärkung und Erholung geboten. Mit jener Form löste der Römer seine Aufgabe nur zur Hälfte; denn die Idee des Christenthumes ist nicht nur eine Gemeinschaft

des Menschengeistes mit dem göttlichen, sondern auch eine solche unserer Materie oder unseres leiblichen Wohles mit dem göttlichen; denn „in Gott leben, weben und sind wir.“ Analoge Ideen verkörperten sich in analogen Formen, daher die grosse Verwandtschaft der beiden letzten römischen Formen mit den beiden Gestalten der christlichen Kirche. Auch hier begegnen wir jener Schranke und der mächtigen sich in's Unendliche ausdehnbaren Säulenhalle, einem Versammlungsorte, wo eine unbegrenzte Menschenmenge sich in Gott vereinigt; und so hoch auch die Schranken in den ersten christlichen Jahrhunderten stiegen, und so weit sich auch der Chor einer üppigen Geistlichkeit gegen das Gemeindehaus ausdehnte, so ergänzte sich doch auch diese Form durch den centralen Kuppelbau der folgenden Epoche, und die hohen Schranken fielen ganz, wie einst in der Therme. Wie einst das heidnische Parallelepipedum den Menschen nivellirte, wie einst die Pyramide den Menschen individualisirte, nach der Analogie der Ausdehnbarkeit des menschlichen Geistes und der Beschränktheit seines Stoffes, ebenso die römische Basilika und Therme, ebenso die beiden christlichen Formen. Mit Rücksicht nun auf das Tonnen- und Kegelgewölbe, welche beide im römischen Tempel vertreten waren und neben welchen sich der monolithe Balkenbau in der Vorhalle nicht nur sehr geltend machte, sondern auch durch die bereits häufige Verwendung des Holzes, Metalles und gebrannten Thones sich im christlichen Sinne umgestaltete, endlich mit Rücksicht auf die Wandlung der heidnischen Krypta in die römische, welche bedeutend an Höhe zunahm und sich, wie wir später erkennen werden, weit reicher organisirte, gleichzeitig aber der christlichen sehr näherte, charakterisirt sich der römische Tempel als die Hauptjunktur der römischen Junktur.

Alle übrigen römischen Formen stehen entweder auf der einen, oder der anderen Seite; sie wurden bereits angedeutet, und wir beziehen uns hier nur auf die wichtigsten derselben. Ihre Grundideen waren immer griechische, immer aber prägt sich in der römischen Form jener Drang nach einer Gemeinschaft in Gott aus, wenn auch dieser noch römischer Kaiser war.

Die Wasserleitungen und das Amphitheater z. B. lösten zwar die religiösen Bande der heidnischen Weltanschauung, doch schlangen sie ein neues Band um die römische Welt. Beide waren Häuser für Alle, selbst für die Frauen und Sklaven. Die Nachwelt steht staunend und bewundernd vor der erhabenen Grösse und Einfalt dieser Monumente; denn hier wurde allen Römern, dem Kaiser und dem Sklaven, ein gleichzeitiges Schauspiel gegönnt. So gross der Luxus der Kaiser war, welchen sie auch mit dieser Form trieben, und obwohl die alte Reminiscenz einer religiösen Festfeier verloren gegangen, so spielten jene Kaiser doch auch hier die Vermittler zwischen den heidnischen Göttern und dem christlichen Gotte.

Dieselbe Mission erfüllten die Römer, als sie, die ganze alte Kulturwelt mit Krieg überziehend, sie gleichzeitig durch ein ungeheures Strassennetz, welches sie über dieselben aussponnen, zu einem neuen Leben erweckte. Die Strasse stand während der heidnischen Kultur auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung; der Grieche zumal bedurfte bei der geringen Ausdehnung und der günstigen Formation seines Landes nicht des Apparates, welcher die christliche Idee auf einem weniger begünstigten Terrain kultiviren sollte und welcher ihn mit dem Occident befreundete.

Auch das römische Wohnhaus hielt fest an der alten Grundeintheilung des griechischen, in eine Männer- und Frauenwohnung, von denen sich jede um einen Peristyl gruppirte. Doch dieser entwickelte sich zu den mannigfachen Atrien-Formen, welche bis heute ihre Gültigkeit bewahrten; z. B. das Atrium tuscanicum, displusiatum und tesdudinatum. Ferner übertrug der Römer die Formen, welche ursprünglich nur den Göttern geweiht und deren sich der Heide nicht für werth hielt, auf sein eignes Haus; er drückte auch diesem den Stempel einer göttlichen Wohnung auf; er löste auch hier die Fesseln der alten streng-religiösen Denkweise, indem er christlich zu denken anfing; er wendete sich auch hier zu derjenigen Weltanschauung, welche das natürliche Recht jedes Menschen anerkennt; er dokumentirte dieselbe, harmonisch mit dieser Formengebung, auch durch die Ehe und die

Erziehung der Kinder. Denn das Wesen des Christenthumes ist die Anerkennung der ganzen menschlichen Individualität oder des göttlichen Rechtes jedes Menschen, auch des untergeordnetsten Menschen, und auch der Frauen, wodurch eben das Christenthum das Uebergewicht des heidnischen Idealismus vernichtete. Schon Rom erzeugte eine Cornelia, schon hier gewann das weibliche Geschlecht die ihm im christlichen Sinne gebührende Achtung und Schätzung des Mannes; schon hier bildete sich ein Familienleben, welches den Frauencharakter durch eine Erziehung der Kinder veredelte, welche nicht mit spartanischer Konsequenz die Eigenthümlichkeit des Individuums vernichtete, sondern deren Entwickelung begünstigte.

In jeder Hinsicht bildete der Römer die christliche Gesellschaft vor, nämlich durch die Realisirung der heidnischen. So tief er auch endlich in den Materialismus versank, so näherte er sich doch mit jedem Schritte, welchen er sich von der alten Strenge der heidnischen Weltanschauung entfernte, der christlichen. Wir sind noch heute nicht vollendete Christen; beinahe zwei Jahrtausende sind verflossen, ehe wir wurden, was wir sind, und welche Erfahrungen mussten wir machen! Wir können den Römer nur bewundern, dass er die riesenhafteste aller kulturhistorischen Aufgaben, welche je einem Volke gestellt war, löste; wir können ihn nicht seiner Ausschweifungen wegen anklagen; denn er folgte der zwingenden Gewalt eines Naturgesetzes, des Gesetzes unsrer Kultur, ohne dass er es wusste. Wir sehen das römische Chaos, sowie viele anderen grossen Katastrophen der menschlichen Kultur, schwärzer als sie wirklich sind; weil wir uns selbst in jenes Chaos versetzen und nicht die Römer; wir können nicht den Grad der Glückseligkeit beurtheilen, dessen sich der Römer oder irgend ein andrer unsrer Vorfahren erfreute, weil wir eben nicht sie selbst, sondern ganz andere Menschen, Menschen von ganz anderen Gefühlen und anderer Denkweise sind. Die römische Welt war nicht so unglücklich, wie wir wähnen, während wir innerhalb einer Stunde alle Gräuelthaten erfahren, welche die Römer innerhalb einer ganzen Reihe von Jahrhunderten verübten. Während die Römer die Fesseln einer

Weltanschauung sprengten, die eine ganze Welt Jahrtausende gebunden, musste dieselbe in ein Chaos stürzen, damit sich eine neue, unbeirrt von den alten Gestalten, daraus entwickeln konnte. Die Römer mussten die ganze heidnische Welt unterjochen, um sie zu zersetzen und für das Christenthum keimfähig zu machen; denn ein Rom musste die Grundlage der christlichen Kultur liefern. Und der Grad des Bewusstseins ist der Maassstab der menschlichen Glückseligkeit. Wir beurtheilen den Grad der Glückseligkeit des Römers nur mit dem Maassstabe seines Bewusstseins, nicht mit dem unsrigen.

Weil wir bisher immer nur den Menschen, ja überall in der Geschichte nur uns selbst sahen, weil wir bisher die Geschichte zu sehr mit unseren Gefühlen, ja oft mit den weichlichsten derselben betrachten, weil wir noch häufiger die geschichtlichen Ereignisse, welche keineswegs absolut-bewusste Thaten des Menschen, von einem beschränkten kirchlichen Standpunkt beurtheilten, weil daher die römische Kultur als eine ausschliesslich heidnische galt, und die Idee des Christenthumes als der überirdische Ausfluss eines Gottmenschen angesehen wurde, welcher mit einer Vergangenheit überhaupt keine Gemeinschaft, viel weniger mit der sinnlichen und gottlosen Gestalt des Heidenthumes, haben sollte: deshalb schuf man einen tiefen Riss an der Stelle, wo der ganze westliche Kulturlauf die wichtigste Junktur, das Bindeglied seiner generellsten Glieder fand, deshalb verkannte man nothwendig das Wesen jedes der beiden Glieder, das christliche und heidnische. Allein das Christenthum steht auf dem Heidenthum, sowie ein Glied des natürlichen Organismus auf dem andern, sowie das Heute auf dem Gestern.

Daher beliebte man auch den Beginn der christlichen Kultur in das Ende des fünften, auch in das sechste Jahrhundert zu setzen, obwohl die elementaren Gegensätze der christlichen Denkweise bereits ausgeprägte Gestalten gewonnen hatten, schon vor der Kirchenversammlung zu Nicäa (325), in der Basilika zu Tyrus und Bethlehem und in den konstantinischen Baptisterien, ferner am Ende des vierten Jahrhunderts in S. Peter und Paul zu Rom, während sich die ganze kultivirte Welt in zwei neue

grosse Lager: das orthodoxe und ketzerische: gespalten hatte. Nicht mehr die römischen Kaiser, sondern die christliche Idee, der Streit zwischen den beiden alexandrinischen Priestern über die Göttlichkeit Christi, die Gnade Gottes etc., beherrschte die Gemüther, schon seit der Mitte des vierten Jahrhunderts.

Und die Gestalt oder der natürliche Organismus des Römers musste sich nothwendig umformen, sobald weit weniger Menschen einer erdrückenden, Geist und Leib verunstaltenden Arbeitslast unterlagen, sobald mit der Lockerung der Sklavenbande die leiblichen und geistigen Genüsse sich verallgemeinerten oder über eine grössere Menge Menschen ausströmten. Diese Verallgemeinerung aber erzeugt auch eine allgemeinere höhere geistige Potenz des Menschengeschlechtes und diese wiederum Erfindungen oder Resultate der Wissenschaft, wie z. B. den Keilstein des Gewölbes. Folglich ging die Vervollkommnung des menschlichen Organismus auch im Römer mit der Entwickelung der Kunstform Hand in Hand. Sowie der Keilstein den idealen, heidnischen Balken realisirte, musste sich der natürliche Organismus des Römers vielseitiger, d. h. in einer weit grösseren Menge Menschen harmonischer, verhältnissmässiger im Unter- und Oberkörper gestalten; denn das Gewölbe gestattet freiere oder gesundere menschliche Wohnungen, durch die Verwendung fast jedes Materiales zur Decke.

3. Das Christenthum.

a. Die drei ersten Epochen.

(Das Mittelalter.)

So barbarisch dieses Zeitalter im Vergleich zum römischen und griechischen scheint und so oft man auch in demselben einen Rückschritt in der menschlichen Kultur erblicken wollte, so natürlich oder organisch war doch sein Charakter, und so gross der Schritt, welchen der Mensch in seiner Kultur machte. Denn sowie der Heide vermochte auch der Christ in seiner Darstellung nur analytisch zu Werke zu gehen; wie der Heide die Einheit jeder Naturform an sich in seine Bestandtheile zerlegte und erst ihre pyramidale Natur, dann ihre parallelepipedische darstellte, ehe er zur Synthesis durch den Griechen schritt, ebenso zerlegte der Christ die Einheit aller Naturformen unter sich in seine Bestandtheile und brachte dieselben zur Darstellung während der ersten vier Epochen, bevor die Gegenwart fähig wurde, ihre Synthese einzuleiten. Und das Christenthum begann mit der Analyse einer Idee, welche den Menschen auf eine höhere Stufe der Entwickelung stellte, als die heidnische.

Die neue Lehre schien die Ursache einer doppelten Entartung; durch die Erhebung zur Staatsreligion unter Konstantin dem Grossen veranlasste sie die Wiederbelebung des alten römischen Glanzes oder Rückfälle des Geschlechtes in den römischen Materialismus, und durch die Streitigkeiten der christlichen Sekten eine Spaltung des Geschlechtes in zwei feindliche Lager. Allein jene Rückfälle und diese Spaltung, welche die Sekten der Gnostiker, Manichäer, Nestorianer, Arianer etc. anregten, waren die Bedingungen der neuen Kultur; denn diese bedurfte vor Allem die Mittel der alten Welt, der römischen, und der Streit der ersten christlichen Sekten erzeugte die Elemente der Kultur. Das Christenthum ist ein Kind des Heidenthumes, es musste sich daher nicht nur nach der Analogie der Aeltern entwickeln, sondern auch sich unmittelbar auf dieselben stützen. Es stützte sich auf die guten und bösen Götter des

Heiden, und dachte analog hiermit einen guten und einen bösen Gott; im Gegensatz zum Heidenthume aber gelangte jener zuerst zur Darstellung, weil der spirituellen Synthese der heidnischen Elemente und dem Spiritualismus der Römer, der hieran geknüpft hatte, der römische Materialismus gefolgt war, diesem aber wiederum nur der christliche Spiritualismus folgen konnte, woraus eben der ergänzende Charakter des Christenthumes floss, weil es hiernach mit einer realistischen Synthese der Kulturelemente abschliessen musste.

Die Idee eines guten und eines bösen Principes oder eines Gottes und eines Teufels ist uralten Ursprunges. Wir finden sie schon in der altpersischen Religion, wo Ormuzd das Licht und Ahriman die Finsterniss, ferner in der ägyptischen, wo die Sonne der Repräsentant des Lebens, der Mond der Repräsentant des Todes, wo also der Inbegriff aller angenehmen Empfindungen dem Inbegriff aller unangenehmen gegenübertrat, wie der Tag der Nacht und alle Gegensätze der Natur. Diese Gegensätze führten zur Idee zweier Wesen, welche sich bekämpfen, wie Gott und der Teufel, und da das eine alle angenehmen oder solche Empfindungen erzeugt, welche die Stofflichkeit des Körpers weniger fühlbar macht, welche uns z. B. nicht an die Hinfälligkeit desselben erinnert, wie die Wärme, das Licht, die Gesundheit etc., das andere aber solche Empfindungen, welche uns wie Krankheit, Sturm, Donner, Finsterniss, die ganze Schwere des Stoffes fühlen lassen, so identificirte man sehr bald den Stoff mit den unangenehmen und das, was man sich vom Stoffe getrennt dachte, wie das Licht von der Finsterniss, mit den angenehmen Empfindungen. So wurde der Stoff der Repräsentant des Bösen, des Teufels oder Satans, welcher den Menschen mit sinnlichen Genüssen in's Verderben locke, und der Geist, jenes Unerklärliche, welches man ausserhalb des Stoffes für sich bestehend dachte, der Repräsentant des Guten. Auch Christus glaubte an einen Teufel. Es galt nun, nach der Anschauung der Gnostiker, das Fleisch oder den Stoff oder den sinnlichen Eindruck zu bekämpfen, um sich um so herrlicher in das strahlende Reich des Geistes empor zu schwingen; und hieraus ent-

sprang die Lehre von der Abtödtung des Fleisches, vom geistigen Insichselbstversenken, welche das ascetisch-beschauliche Mönchsleben des sogenannten Mittelalters gebar und die Christenheit während der ersten und zweiten Epoche grösstentheils beherrschte, weil sie dem im Materialismus entarteten Geschlecht die meiste Tröstung bot.

Diese Lehre verlangte von Anfang an ihr Gegengewicht, und dieses bildete sich durch den Streit der ersten christlichen Sekten. Es handelte sich nämlich hier hauptsächlich um die Identität Christi mit Gott. Die orthodoxe Partei bejahte dieselbe, die Ketzerpartei, denen jene Sekten, namentlich die Gnostiker und Manichäer angehörten, verneinten sie, weshalb die letztere von der ersteren auf das Furchtbarste verfolgt wurde; denn diese war die herrschende und in den ersten Jahrhunderten nach Christum die Vertreterin des Materialismus. In der That entsprach demselben die Identität des Sohnes mit dem Vater mehr, als die spirituellere Anschauung der Ketzer, welche Christus nur für einen Aeon oder Ausfluss Gottes [des Pleroma] wenn auch für den besten oder geistigsten ansahen und diesem den schlechtesten oder den stofflichsten, dem Stoffe, dem Satan, gegenüberstellten. Die orthodoxe Anschauung war weniger spekulativ, sie war aber auch einer Abtödtung des Stoffes, wie die ketzerische, nicht fähig, weil ihr der schroffe innere Gegensatz fehlte, sie war vielmehr die unmittelbare Erbin des römischen Materialismus und hielt fester an den antiken Reminiscenzen, durch die Idee einer Menschwerdung Gottes.

Zwei alexandrinische Priester, Arius und Alexander, brachten die Differenz dieser beiden Weltanschauungen zum eklatanten Ausdruck auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, welche den Streit schlichten sollte, die jene Differenz aber und somit die Spaltung der Christenheit nur konstatirte. Die Arianer, auf das Härteste verfolgt, flüchteten sich unter die barbarischen Nationen des nördlichen Europa's, welche bei ihrer Unbefangenheit um so empfänglicher für die neue Lehre waren, wo daher das arianische Glaubensbekenntniss (besonders durch Ulphilas, der Apostel der Gothen) um so tiefere Wurzeln schlug. Hierdurch, sowie durch

die Verlegung der Residenz der römischen Kaiser nach Byzanz, begannen sich, nach der Kirchenversammlung zu Nicäa 325 n. Ch., die Rollen des Abendlandes und Morgenlandes zu scheiden, und diese Thatsache krystallisirte sofort in der tektonischen Form.

Der römische Materialismus ahnte den Sturm, welcher mit der Völkerwanderung über Rom hereinbrach, daher flüchtete er nach Byzanz. Der Spiritualismus Roms unterlag dem Sturme, nach der Theilung des alten römischen Reiches (395); Odoaker machte dem weströmischen Reiche 476 ein Ende; es rettete sich aber auch zuerst aus dem geistigen Siechthume in die strenge Ascetik der neuen Lehre und erbildete, seinem Bedürfniss, der geistigen Tröstung durch eine grösstmöglichste Gemeinschaft in Gott, entsprechend, die römisch-christliche Basilika, die rechte Grundform oder den rechten Fuss des christlichen Kulturorganismus, am Ende des vierten und im Anfange des fünften Jahrhunderts. Ihm folgte Byzanz erst im Anfange des sechsten Jahrhunderts mit der linken Grundform, der byzantinisch-christlichen Basilika, unter der glanzvollen Herrschaft Justinian's. Nachdem sich Rom mit einer Menge von Säulen-Basiliken geschmückt, nachdem zumal Theoderich, König der Ostgothen, in Italien ein blühendes Reich mit der Hauptstadt Ravenna gegründet, und in dem alten Kulturlande ein neues Leben begonnen hatte, überstrahlt der Glanz des oströmischen Reiches die ganze Christenheit, und selbst das Reich der Gothen wird durch die berühmten Feldherren Justinian's jenem einverleibt. S. Paolo bei und S. Peter zu Rom, S. Giovanni in Laterano, S. Apollinare nuovo und in Klasse, S. Croce in Jerusalem, zu Rom etc. repräsentiren die Grundform des weströmischen, S. Sophia zu Konstantinopel, S. S. Sergius und Bachus, S. Vitale zu Ravenna die der oströmischen Kultur; mit ihnen hatten sich die beiden Füsse des Kulturorganismus vollendet, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts.

Die Völkerwanderung nämlich bildete auf beiden Seiten die Fusswurzel oder die Junktur mit den Komplexen der folgenden Epoche. Rom sowie Byzanz waren zum heftigsten Widerstande gegen den Völkersturm angeregt, beide wendeten alle ihre Kräfte auf, um denselben abzuwehren und stützten sich dabei auf ihre

alte Kultur, wie die Fusswurzel auf einen festen Punkt, wenn der Mensch Widerstand leistet. In der That boten ihnen die Reminiscenzen der Vergangenheit den wichtigsten Rück- oder Widerhalt gegen jenen Sturm, und nur durch die Vermittelung derselben war eine weitere Bewegung in der Kultur denkbar. Analog dem menschlichen Beine, erhob sich daher der Kulturorganismus erst nach wiederholten Rückblicken auf die Vergangenheit, wozu das Geschlecht durch die sich wiederholenden Stürme roher Völkerschaften gezwungen wurde, erst nach gehöriger Verbreiterung der Basis auf seinen Füssen; und wir wissen, dass Rom sowie Byzanz nach dem ersten grossen Sturme in eine Letargie verfielen, dass sie ihre einmal gebildeten Formen wiederholten, wie der Fuss seine vorderen Glieder, dass sich jene abschwächten, wie diese und ihren wichtigsten Rückhalt im römischen Materialismus fanden, wie der Fuss in seiner Wurzel. Selbst der alte Streit zwischen den beiden vornehmsten Bischofssitzen, welche sich die Herrschaft über die Christenheit streitig gemacht, begann zu erlöschen; kurz Rom und Byzanz waren nicht fähig, der Kulturbewegung einen neuen Stoss zu geben; sie breiteten sich mehr aus in ihrer eignen Form, als dass sie eine neue erzeugten und sich selbstständig erhoben hätten; sie stiegen nur sehr allmählig auf, wie die Gestalt des Fusses, bis ihnen einerseits vom nordeuropäischen Heidenthume, andrerseits vom Islam ein neuer Impuls gegeben wurde. Nun erhob sich der Kulturorganismus aber auch mit um so grösserer Eile und, nach der Analogie des Schien- und Wadenbeines, laufen auf beiden Seiten die zur gegenseitigen Ergänzung bestimmten Elemente fast parallel neben einander her, nachdem sie sich gemeinschaftlich auf den vorher bereiteten Fuss aufgesetzt. Thatsächlich berührten sich die Elemente der Kultur, die nordischen Völkerschaften Europa's und Rom, sowie der Islam und Byzanz, nicht intensiv, so nahe sie neben einander herliefen, wie die beiden Stengel der Unterschenkel, und so oft auch der Islam namentlich das byzantinische Reich bedrängte, während des 7. und 8. Jahrhunderts. Der schwächere Materialismus Roms, denn dieses hatte sehr bald einen Rückfall erlitten, zumal mit dem

Steigen der päbstlichen Macht, lief neben dem kräftigeren Spiritualismus der Franken und Germanen, der schwächere Materialismus Byzanz' neben dem thatkräftigeren Spiritualismus des Islams. Daher behauptet die römisch-christliche Basilika in S. Clemente, S. Agnese etc. ihr Recht neben der byzantinisch-christlichen, und diese ihr Recht neben den Hallenbauten der Mohamedaner. In der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts aber treten sich die Elemente auf beiden Seiten näher und stossen endlich, nach der Analogie des Wadenbeines an das Schienbein, an einander, der Materialismus des römischen Pabstes, Stephan II., an den Spiritualismus der Frankenkönige durch die Schenkung Pipin's des Kurzen, der Materialismus des byzantinischen Reiches an den Spiritualismus des Islams; und sowie das Schienbein das Wadenbein überflügelt, verschmilzt allmählig das byzantinische Reich mit dem Islam, und Italien mit der Herrschaft der Karolinger. Jenes Reich bestand fortan mehr dem Namen nach, und Karl der Grosse wurde römischer Kaiser, 800. Die Elemente jeder Seite nehmen fortan eine gemeinschaftliche Gestalt an, nach der Analogie der oberen Endigung des Unterschenkels resp. des Schienbeines; aber während sich die karolingische Herrschaft mit dem römischen Materialismus befreundet, was uns die fränkischen Kuppelbauten zu Aachen, Mailand etc. beweisen, während das Abendland also einen Rückfall in denselben erleidet, hüllt sich der Islam zunächst in mächtige Hallenbauten, wie die Moschee S. Amru bei Alt-Kairo. Denn wie jede neue Religion, begann auch der Islam mit der Strenge eines begeisternden Glaubens; er befriedigte daher seine ersten Bedürfnisse durch die römisch-christliche Basilika, und da er die ganze östliche Kultur beherrschte, erlitt das Morgenland durch ihn einen Rückfall in den römischen Spiritualismus.

Diese beiderseitigen Rückfälle, welche in entgegengesetzten Richtungen erfolgten, bewirkten die intimere oder eigentliche Bekanntschaft des Abendlandes mit der römischen Therme resp. der byzantinischen Basilika, andrerseits die Bekanntschaft des Morgenlandes mit der römischen Basilika, welche bisher völlig auch nicht stattgefunden hatte, welche aber die Vollendung der

auf den Grundformen stehenden Komplexe, die sich bisher nicht vollendeten, bedingten.

Wie jede Durchdringung oder Vermischung zweier verschiedener Kulturen, hatte auch diese, im Abendlande sowie im Morgenlande, eine Zersetzung der gebildeten Kulturfaktoren im Gefolge, nämlich die Theilung des karolingischen Reiches in die drei Reiche: Frankreich, Deutschland und Italien, und die Theilung der mohamedanischen Herrschaft in die drei Khalifate: Bagdad, Kairo und Cordova. Denn auch der Islam, welcher nach einem Jahrhundert seines Erscheinens der halben kultivirten Welt geboten, hatte sich bei der ununterbrochenen Berührung mit dem byzantinischen Reiche der anderen Grundform bemächtigt, daher verfiel er mit dem Katholicismus demselben Schicksal, einer Theilung, einer Auflösung in drei Individuen. Gleich der Kniescheibe zwischen dem Unter- und Oberschenkel, erbildet sich einerseits in Italien und hier in's Besondere zu Venedig, andrerseits in Spanien und hier zu Cordova, die tektonische Junktur zwischen den Gliedern des Kulturorganismus; und diese ist die Kreuzform von S. Marco und von der bekannten Moschee zu Cordova. Nun vermochte sich der Kulturorganismus freier zu bewegen; daher sind diese Formen überaus wichtig für die ganze folgende christliche Kultur, die italienische jedoch ist wiederum potenter als die mohamedanische.

Im 10. Jahrhundert nämlich verschmelzen die Grundtypen der christlichen Kultur zu derjenigen Form, welche durch die Gruppirung von vier Quadraten um ein mittleres einen Raum oder zum Erstenmale einen wahrhaft christlichen Raum liefert, weil er die gleichmässigste Betheiligung der christlichen Gemeinde an dem Worte Gottes oder an der Gemeinschaft in Gott gestattet, weil er das individuelle Recht jedes Christen in dem schönsten oder christlichsten Verhältniss zur Geltung bringt. Venedig, in der glücklichsten Mitte zwischen dem Abendlande und Morgenlande gelegen, war am fähigsten, diesen ersten Schritt zur Lösung des christlichen Kulturproblemes zu machen.

Noch aber hatte der Spiritualismus, denn dieser sollte zuerst zu seiner extremen Gestaltung gelangen, seine Mission nicht

erfüllt. Noch war die Kreuzform von S. Marco nicht der vollendete Komplex der Elemente; dieselbe erforderte noch eine Reihe neuer Attraktionen und Repulsionen höheren Grades, um sich zu vollenden. Die neue Bewegung aber war bedingt durch die Erscheinung neuer Gegensätze, und diese vermochten sich nur in den generellen Elementen, als Katholicismus und Islam, gegenüber zu treten, denn jeder von ihnen hatte soeben seinen speciellen Gegensatz mit sich verschmolzen, und dieser besass noch nicht die Potenz, als innerer zu opponiren. Daher zog der Katholicismus sowie der Islam, besonders aber der erstere, weil er der potentere, die äussersten Konsequenzen des Spiritualismus, reizte hiedurch den Islam zur Opposition und endlich zur Entwickelung des vollen Gegensatzes; daher steigt jede der beiden Kulturseiten, nachdem sie jene Junkturen erbildet, in einer Gestalt und ebenso hoch, wie im Unterschenkel zuvor, empor, um den Kulturunterkörper in den Domen zu Mainz, Speier und Worms, in der Moschee El Azhar zu Kairo und in der Moschee zu Cordova, welche Form durch mehre Jahrhunderte ragt, zu vollenden, während sie sich einander anziehen. Unter den sächsischen, noch mehr unter den fränkischen Kaisern treibt der Spiritualismus seine üppigste Blüthe, der Abendländer seufzt unter der rasenden Despotie eines geistlichen Gott-Tyrannen, und die päpstliche Allgewalt ersteigt mit Gregor VII. den Gipfel (1073), während der Islam im Hochgenusse seiner ungemessenen Reichthümer unter der Herrschaft vorherrschend weltlicher Gott-tyrannen schwelgten. Der Katholicismus fügt jenem Kreuze an der westlichen Seite eine Anzahl von vier bis fünf Quadraten, von der Grösse des Grundquadrates, an, während der Islam, sich zwar auch im mächtigen Hallenbau ausdehnend, die Moschee centralisirt, meist zu einer quadraten Grundform um einen mittleren Hof, und, wie z. B. in Cordova über dem Vorraume der Maskura (des Sanktuariums), mit einer kühnen Kuppel bekrönt.

Die parallelen Gegensätze des Kulturorganismus, der Katholicismus und Islam, hatten sich nunmehr, nach Erbildung pyramidaler Gegensätze, welche sich durch je eine Kreuzform jun-

girten, in ihrem Unterkörper vollendet und standen sich als volle Gegensätze gegenüber.

Sowie der abendländische Klerus zu einem ungemessenen Haufen geistlicher Herren angeschwollen, und im Morgenlande der Sultan einziger Priester und geistlicher Herr geworden, ebenso nahm dort der Priesterchor ungewöhnliche Dimensionen nach Länge und Breite an, ja die ganze Hälfte der Kirche ein, nahm das Mittelschiff in Folge dessen eine um so grössere Breite und Höhe an, und schlossen den Klerus um so höhere Schranken von der Gemeinde oder den Laien ab, ebenso genoss der reale Mohamedaner in seinen vielfach gruppirten Hallen, welche jene Scheidung, jene Schranken gar nicht kannten, sondern einen grossen zusammenhängenden Raum mit einem Hofe und dem altchristlichen Labrum in der Mitte, bildeten, die Freiheit eines unbeschränkten Raumes.

Der reale Mohamedaner frappirt durch die Klarheit und Bestimmtheit seiner central-pyramidalen Anlage, deren Reiz durch die schlanken flankirenden Minarets gehoben wird; der ideale Romane dagegen hüllte sich in eine weitläufige düstere Formengruppe, deren Unbestimmtheit die sich häufenden Thürme erhöhten. Der Katholik strebte nach äusserster Bewältigung des Stoffes; in seinem Wahne hob er denselben in eine ungeheure Höhe; anstatt sein Ziel, die unbedingte Herrschaft über die Materie zu erreichen, wurde er um so mehr von ihr befangen, je mehr er sie kasteiete. Der Mohamedaner vindicirte der Materie ihre natürlichen Rechte; er wandelte daher frei und ungehindert von dicken Mauermassen zwischen dünnstenglichen Säulen. Beide bildeten Räume von der geringsten Nutzbarkeit, der eine durch seine kolossalen Pfeiler, der andere durch einen Säulenwald; denn beide waren von Grund aus Spiritualisten; doch der Mohamedaner erreichte sein Ziel mit einem geringern geistigen Aufwande.

Das schwache Dämmerlicht des romanischen Domes und die ascetische Rohheit seiner schmucklosen Wände entsprach der mystischen Stimmung der abendländischen Gemüther ebenso, wie der glitzernde Glanz der Moschee, ihre weite Oeffnung durch

Höfe und Hallen der heiteren und realen Lebensanschauung des Mohamedaners. Der Romane verschmähte die praktische oder reale Einrichtung von Emporen, der Mohamedaner bewahrte diese antike Reminiscenz, veranlasst durch die der heidnischen Sklaverei der Frauen näherstehende strenge Trennung der Geschlechter, die der Romane, der sittlichere Idealist, nicht bedurfte. Der dumpfe Ton der romanischen Glocke harmonirte mit der Stimmung des Abendländers und der schwerfälligen Gestalt seiner Thürme, wie der blosse Ruf des Muezzin von der Gallerie des Minarets mit dieser Form. Der Romane endlich träumte seinen spirituellen Freudenhimmel in den Klöstern, der Mohamedaner seinen sinnlichen im Palaste. Der mohamedanische Palastbau hielt dem Moscheenbau in einer Alhambra, Azahra etc. die Waage, während im Abendlande kein namhaftes Gebäude dieser Gattung neben den Dom tritt. Denn der Katholik verabscheute konsequent jeden glänzenden materiellen Genuss und erblich nach der gänzlichen Abtödtung der warmen farbigen Sinnlichkeit in seinen Klöstern zu einer kalten Schattengestalt. Hier vergass er in seinem idealen Streben, mit seinen Bussübungen und Kasteiungen, die reale Welt und versank in ein doppeltes Siechthum, des Geistes und Stoffes. Die Ausschliesslichkeit seines Kirchenbaues charakterisirt besonders seine extreme Anschauung, im Gegensatz zum Mohamedaner, welcher die irdischen Güter schätzte, aber endlich auch und besonders in der Palastform durch einen übermässigen Sinnengenuss erkrankte.

Es ist offenbar, dass diese Gegensätze zu ihrer Ergänzung bestimmt waren. Der Katholicismus und der Islam machten gleiche Ansprüche auf die Herrschaft der kultivirten Welt. Auch der Mohamedaner glaubt an einen unendlichen geistigen Gott oder hat die geistige Vorstellung von einem unendlichen Gott, wie der Katholik; auch im Islam florirten die Spitzfindigkeiten der Dialektiker; auch hier stritten sich Aristoteliker und Platoniker, ja die Scholastik feierte hier ihre höchsten Triumphe. Auch der Islam spaltete sich in Rechtgläubige und Ketzer, in die beiden Sekten: die Sunniten und Schiiten, welche sich auf Tod und Leben bekämpften. Ja der Islam überstrahlte einst

den Katholicismus mit seinem Lichte; die Mohamedaner waren es, die in der Zeit der Versumpfung des Abendlandes, wo der Katholicismus seinem Untergange nahe war, einen regen Sinn für die edleren geistigen Beschäftigungen bewahrten. Und im Islam ging das byzantinische Kaiserreich endlich ganz auf.

Der Islam erscheint hiernach als integrirender Theil der christlichen Kultur und als die nothwendige Ergänzung des Katholicismus, nachdem jener durch die Verschmelzung mit der oströmischen Kultur, dieser mit dem germanischen Heidenthume seine eigentliche Gestalt gewonnen hatte. Beide bilden zusammen einen Kulturmenschen, das Christenthum.

In der That besass der Islam, was der Katholicismus und somit die ganze weitere christliche Kultur zu ihrer Entwickelung bedurfte, in der That ergänzten sich beide während der Kreuzzüge zu einer Uebergangsform, auf welche die Reaktion des Materialismus folgte und welche die Spitzbogen-Kathedrale repräsentirt.

Die heftigste Anziehung beider Kulturpole nämlich war unvermeidlich. Frühzeitig schon hatten feindselige Berührungen stattgefunden. Die Reizbarkeit des Katholicismus war durch die übermässige Ausdehnung des Islam stets wach erhalten; sie steigerte sich um so mehr, je schattenhafter sich der Abendländer spiritualisirte, je enger ihn die Fesseln des Lehns- und Mönchswesens umschlossen, und je tiefer er in seine zwiefache Sklaverei verfiel. Die grosse Menge entäusserte sich unter diesem doppelten Drucke aller edleren Gefühle; von keiner Vaterlandsliebe beseelt, musste sie jede Gelegenheit ergreifen, sich ihrem schweren Joche zu entziehen. Als nun der Islam sein glänzendes Haupt immer mächtiger erhoben, als er, berauscht von seinem Ueberflusse, immer anmassender dem Abendlande gegenüber trat, besonders als die Bedrückungen der katholischen Pilgrimme durch die Seldschuken in Palästina immer unerträglicher wurden, und der Pabst Allen, die nach dem heiligen Lande ziehen wollten, um es dem Islam zu entreissen, Befreiung von Steuern und vollständigen Ablass zusagte, als er die heiligen Streiter der weltlichen Obrigkeit entzog und unter den Schutz Petri's nahm: da

begeisterte sich das Abendland zu einer abenteuerlichen Idee, den Kreuzzügen, in dem Grade, dass es zwei Jahrhunderte lang von derselben getragen wurde.

Wie einst die Hyksos nach dem Occident, machten die Katholiken eine Reise nach dem Orient. Wie jene den Aegypter, lernten diese den Islam in seinem glänzenden Gewande kennen, dieser aber nicht jenen in seiner hehren Gestalt. Wie der Aegypter, befand sich der Islam im Vollgenusse seiner Thatkraft, und da der Widerstand des Gegners um so hartnäckiger sein musste, überreizte sich auch hier der angreifende Theil, der Katholicismus, bis zum Wahnsinne, und mischte sich mit dem Islam während einer glühenden Umarmung. Analoge Ursachen hatten analoge Wirkungen. Unter dem heidnischen sowie christlichen Kultursturme fielen die Kulturfaktoren in ihren rohesten Gestalten einem Zersetzungs- und Regenerations-Prozesse anheim. Dort waren die Hyksos, hier der Katholicismus der agirende, dort die Aegypter, und hier der Islam der reagirende Theil; daher erbildeten die ersteren die Form dieser Prozesse, wonach der Aegypter sich in die ganze Tiefe des Mysticismus, der Islam in den Abgrund des Materialismus stürzten, und jener die Hyksos, dieser den Katholicismus unwiderstehlich mit sich zog.

Je mehr der Abendländer vom Islam inficirt wurde; je üppiger die Keime schwellten, welche jener durch die ausserordentlich intensive Berührung mit einer neuen Welt, sowie durch den Verkehr der Engländer, Franzosen, Deutschen und Italiener unter sich, in sich aufgenommen, und die durch die starke leibliche Bewegung auf der Reise sehr genährt wurden; je mehr sich der Gesichtskreis der Abendländer durch Handel und Wandel, durch Erfindungen und Entdeckungen, welche die Folge der erhöhten geistigen Thätigkeit waren, und durch die Gründung von Universitäten erweiterte; je mehr ein neues Bürgerthum, welches sich aus der Menge der freigewordenen Lehnsdiener gebildet hatte, den alten Anmassungen geistlicher Despotie entgegentrat; kurz je mehr sich die Zeichen einer neuen Weltanschauung häuften: desto grössere Anstrengungen machte die Geistlichkeit, ihre frühere Gewalt zu behaupten, ja sie womöglich noch zu

steigern; desto höher stieg aber auch die Korruption des Spiritualismus. Der Pabst sah in den Kreuzzügen das Mittel seiner endlich unbeschränkten Alleinherrschaft über die Gemüther; er hatte den Plan gefasst, die ganze Welt in ein Kloster zu verwandeln, weshalb er auch die Entstehung einer Unzahl von Mönchsorden, welche ihm das Material zu einer unüberwindlichen Glaubensarmee liefern sollten, begünstigte. Unter diesen Orden wütheten in ihrem Eifer besonders die Dominikaner und Franziskaner, zumal als ihnen die Verwaltung der heiligen Inquisition übertragen war (1233); und hier besonders feierte die Scholastik mit einem Baco und Bonaventura (1294) neue Triumphe. Allein der Pabst grub sich sein eignes Grab; denn der heftige, fort und fort gesteigerte Widerstreit zweier Weltanschauungen, von denen die alte lebensunfähig, die neue jugendlich kräftig war, zerbrach die Fesseln der alten. In dem Kreise der neu und üppig aufblühenden Städte, im Kreise der Innungen und Zünfte, vollzog sich das Schicksal des Spiritualismus, dessen verrosteter Schematismus hier durch einen neuen bekämpft und gebrochen wurde. Er berauschte sich an dem Reichthume des letzteren, und noch immer in dem Wahne, einen idealen Traum verwirklichen zu können, verlor er jedes reale Maass und wurde ein um so grösserer Sklave der Materie, je mehr er nach der Vernichtung derselben strebte. Dieser Widerstreit zerrüttete alle gesellschaftlichen Verhältnisse und führte zur Herrschaft des Faustrechtes oder der zügellosesten Willkühr, die je das christliche Geschlecht beherrscht; sein tektonischer Repräsentant ist die Spitzbogen-Kathedrale.

Das zersetzende Agenz dieses Kulturprozesses war der Pyramidalismus des Islam, welcher das Abendland theils direkt, theils indirekt, theils durch die unmittelbare Berührung, theils durch das Mittel der Zünfte oder eines neuen und üppigen Bürgerthumes, beeinflusste. Der Islam charakterisirte sich durch die Centralisation des Grundrisses und durch den Spitzbogen, resp. die Kuppel. Daher bewahrte die Spitzbogen-Kathedrale zwar die allgemeine Gestalt eines Parallelepipedums, das mittlere Schiff überragt nach wie vor die Seitenschiffe, ja der Spiritualismus

trieb es zu einer ungeheuren Ausdehnung; sie prägt aber den Komplex mit dem Materialismus durch die Lage des Querschiffes in der Mitte des Langhauses, durch die Kleinheit desselben oder das Aufgehen im Langhause und durch die konforme Gestalt des Gemeindehauses mit dem hohen Chore, welche beiden Haupttheile des Baues zu einer einzigen grossen Halle von mehr als den drei bisher üblichen Schiffen, wie in Notre-Dame zu Paris, fast verschmelzen (1163). Hier tritt der Komplex beider Weltanschauungen zuerst und mit Eklat in die förmliche Erscheinung; denn Franzosen waren die Hauptanführer des ersten Kreuzzuges, Peter von Amiens warf, wenn auch wider Willen, die erste Fackel in das morsche Gebäude des Spiritualismus; Franzosen zerrissen zuerst die Ketten der geistlichen Despotie und begannen mit jener Gestaltung. Ihnen folgten Engländer, Italiener und Deutsche in den Kreuzzügen sowie in dieser Gestaltung, und besonders letzteres Volk vollendete, was die Franzosen begonnen; denn der Kölner Dom ist eine fast centrale Form, welche sich erst aus der langgestreckten Hallenform von Notre-Dame zu Paris zu entwickeln vermochte, und an welche die folgende Epoche anknüpfte. Beiläufig erhellt hieraus die Unrichtigkeit der Bezeichnung „germanischer Styl“; denn da sich alle Kulturvölker des Westens an der Darstellung dieser Form betheiligten, nachdem sie vorher an derselben Quelle, das alte Rom, ihre Bildung geschöpft und weshalb sie romanische genannt werden, ist die Spitzbogen-Kathedrale eine romanische Form, deren Erfinder die Franzosen waren. Von der Bezeichnung „gothischer Styl“ wird ganz abstrahirt, da sie jeder Begründung entbehrt.

Zu jenen charakteristischen Hauptmomenten der Auflösung des romanischen Domes gesellen sich ferner die realistischen Thurmpyramiden, der Wegfall oder das allmähliche Verschwinden der Krypta und der beginnende Stockwerksbau an deren Stelle; endlich die Desorganisation jedes einzelnen Organes. Aus dem spirituellen Pfeiler des Domes tritt der Realismus des Säulenstengels und bildet das Säulenbündel; die Wand löst sich auf in die extremsten Pfeiler-Individuen, deren schematische Aufeinanderschichtung das Schema des Lehnssystemes sowie der Zünfte

frappant wiederspiegelte, welche gleichzeitig mit ihren tausendfachen Wasserfängen und Tropfkanten jeder Monumentalität Hohn sprechen. Die Wand selbst verflüchtete sich zu einer dünnen Glasscheibe, in deren bunter Malerei die Kulturkrise mit allen Farben einer heftigen Entzündung erglänzte. Ueberall, in diesen Fenstern, sowie in den Wimpergen, den Masswerken und Blattwerken, bemerken wir eine grosse Gebrechlichkeit, eine krankhafte Anschwellung. Entscheidend endlich für den Grad der Sittlichkeit, dessen sich das Geschlecht erfreute, ist das Verhältniss des gewonnenen lichten Raumes zu dem aufgewendeten Widerlager, resp. der Unterstützung, fast wie 1:1.

Die Idee der Spitzbogen-Kathedrale ist also der erste christliche Kampf zwischen der höchsten Usurpation eines entarteten Priesterthumes, unter Beistand des Ritterthumes, und der Willkühr eines ersten, noch unmündigen Bürgerthumes, welches am Ende der vierten Epoche die zweite Feuerprobe mit einem entarteten Ritterthume, im Bunde mit dem Priesterthume, bestehen musste, damit sich in der Gegenwart die Mission der christlichen Idee durch die Verschmelzung jener elementaren Gegensätze zu einem Bürgerthume erfülle. Das Geschlecht keuchte unter dem Drucke eines doppelten Schematismus, eines alten zusammenbrechenden und eines neu sich bildenden, und dessen äusserster Konsequenz, als es sich in die Form der Spitzbogen-Kathedrale einhüllte. Dieselbe ist also kein vollendeter Organismus, den man noch so häufig mit dem hellenischen Tempel in Parallele zu stellen beliebt. Schon die Nichtvollendung dieses Monumentes bis auf ein einziges, aber unvollständiges und nicht vollgültiges Beispiel, der Freiburger Dom, und sein Verfall nach wenigen Jahrhunderten sprechen für die Flüchtigkeit der Kulturresultate einer Zeit, welche nur die Keime der neuen Weltanschauung pflanzte, ohne sie zur Reife zu bringen, während die Blüthe der alten abfiel.

Die Analogie dieses Kulturprozesses, dessen tektonischer Repräsentant die Spitzbogen-Kathedrale, mit dem Prozesse im menschlichen Becken, ist offenbar. Denn das letztere vermittelt die beiden Hauptgegensätze des menschlichen Körpers ebenso

ununterbrochen, als es den Konsequenzen beider unterworfen ist; das Resultat beider Prozesse ist eine fortwährende Zersetzung, und das Resultat des letzteren in jedem Falle ein flüchtiges. Endlich aber bedingt das Becken die Existenz des ganzen menschlichen Körpers, sowie die Erkenntniss jenes Kulturprozesses die Existenz des christlichen Kulturorganismus oder seine Wiederbelebung und Vollendung.

Wir bauen noch heute am Kölner Dome, weil wir vor der Erkenntniss der christlich-kulturhistorisch merkwürdigsten Gestalt, der Spitzbogen-Kathedrale, der Hauptjunktur im christlichen Kulturorganismus, die Aufgabe der Gegenwart nicht zu lösen vermögen; und der Deutsche baut mit dem Eifer, weil der Kölner Dom die Endform dieser Junktur, weil der Deutsche berufen ist, zuerst zu jener Erkenntniss zu gelangen. Der preussische Architekt bevorzugt gegenwärtig die Form dieses Kulturprozesses, auch bei der Befriedigung der augenblicklichen Bedürfnisse der Gegenwart, und zwar mehr als irgend ein anderer, weil er, sowie Preussen überhaupt, die deutsche Mission erfüllt und hiezu vor Allem die Erkenntniss des Wesens dieser Form bedarf.

b. Die vierte Epoche.

(Die Renaissance.)

Die neue Weltanschauung protestirte überall gegen die alte. Die Waldenser und Albigenser schon im 11. und 12. Jahrhundert, Dante, Petrarca, Boccaccio, Donatello, Huss und Wiklef im 13. und 14. Jahrhundert; ferner Michel Angelo, Raphael, Tizian mit ihren Kraftgestalten und herrlichen Madonnen; Brunelleschi mit seiner gewaltigen Kuppel, protestirten ebenso, wie Leo X. mit seinem üppigen Hofe gegen die Usurpation der göttlichen Rechte der Materie durch den Geist Im Osten protestirten die osmanischen Türken gegen den Verfall des Islams. Jene begründeten auf den Trümmern des alten Seldschukenreiches eine neue Herrschaft und gaben dem Islam diejenige Anregung, welche ihn zur Erfüllung seiner Mission, der Reaktion gegen den Spiritualismus

des Abendlandes, befähigte. Dieselbe beginnt mit der Eroberung des letzten katholischen Bollwerkes im Oriente, mit der Einnahme Konstantinopels durch die Türken (1453); der Islam bestürmte jetzt den Katholicismus, aber nicht in dem Grade, wie vorher dieser jenen. Wir werden erfahren, warum?

Die Quelle der Kultur blieb das alte Rom und Byzanz; dort schöpfte besonders der Westen, hier der Osten; man wendete sich aber zu den Kulturresultaten des römischen Materialismus, nachdem der römische Spiritualismus erschöpft war; denn die Idee der individuellen Entwickelung beherrschte das Geschlecht; dasselbe gruppirte sich daher oder centralisirte sich in Gruppen; es hüllte sich nicht mehr in jene vielsäuligen langgedehnten und düstern Hallen, sondern in den Glanz weiter mächtiger Centralbauten sowie üppiger Paläste, und zwar überall. Die elementaren Gegensätze bildeten zwei neue Formenkomplexe, einen romanischen und mohamedanischen, von denen wiederum der erstere der potentere und herrschende wird; sie verschmelzen im Osten wie im Westen zu einem pyramidalen Komplex; doch während der Westen neben dem Kuppelbau das Langhaus sehr konservirt, wie z. B. in S. Peter zu Rom, neigt der Osten entschiedener zur Centralisation und zum Pyramidalismus der Form, wie z. B. in der Moschee Selim's II. zu Adrianopel.

Die Macht der abendländischen Geistlichkeit war gebrochen, und das natürliche Recht der individuellen Anschauung gelangte zur Geltung; dasselbe wurde nicht mehr durch ein chaotisches Universal-Individuum, durch die Person des Pabstes beschränkt, welcher jede selbstständige Individualität zu vernichten strebte und das Abendland weit absoluter beherrschte, als die Sultane das Morgenland, sondern in einer Unzahl von Fürsten, Staatsmännern, Dichtern, Architekten, Bildhauern, Malern und Gelehrten aller Art. Der centrale Kuppelraum bot eine gleichmässigere Betheiligung an dem Gottesdienste, an der Gemeinschaft in Gott oder an dem Vortrage des Priesters; die Schranken zwischen der Geistlichkeit und dem Laien fielen oder verloren ihre übermässige Höhe; und der Altar stand im Mittelpunkt des Raumes, so dass er die Gemeinde koncentrirte. Ebenso fand das Indivi-

duum seine Anerkennung in der grossen Mannigfaltigkeit des städtischen und ländlichen Wohnhauses, in den lichten und freien Anlagen der Villen und Paläste, wo das Licht der christlichen Idee heller strahlte, als in der düsteren Spitzbogen-Kathedrale.

Die neue Blüthe der Kultur entsprosste dem italienischen und byzantinischen Boden mit dem Aufschwunge der italienischen Städte, z. B. Venedig, Florenz, Mailand, Rom, Genua etc., die durch den Handel mit dem Oriente zu materiellem Wohlleben und somit zu einem neuen Selbstbewusstsein gelangt waren, und mit der Erneuerung des mohamedanischen Glanzes, im Anfange des 15. Jahrhunderts. Dieses Terrain war als die ursprüngliche Quelle der christlichen Kultur schon an sich das geeignetste zur neuen Entwickelung, allein Italien war aus folgenden Gründen noch ganz besonders der eigentliche Angelpunkt derselben. Die italienischen Städte, besonders Venedig, standen schon lange mit dem Islam in intimer Verbindung; welche Rolle diese Stadt spielen sollte, deutete schon S. Marco an. Ferner hatte sich Italien zwar auch an den Kreuzzügen betheiligt, doch, analog der natürlichen Anlage seines Bewohners und seines Terrains, war es einer nordischen Ekstase nicht fähig. Die Italiener berauschten sich nicht an dem Glanze und der üppigen Fülle des Islams, wie die Franzosen, Engländer und Deutschen; sie traten daher mit dem Oriente in um so intensivere Berührung. Hiezu kamen die orientalischen Künstler und Gelehrten, welche sich vor den erobernden Türken auf den zunächst liegenden westlichen Boden der Künste und Wissenschaft flüchteten und die um so freudigere Aufnahme in Italien fanden, als hier ein neues reges Leben die Gemüther beherrschte. Venedig und Florenz wurden die Sammelplätze der bedeutendsten Geister. Italien wurde der eigentliche Vermittler der Reaktion des Islams; über dieses Land nahm sie ihren Weg nach dem Westen; von hier aus empfing der Katholicismus die neu belebenden Strahlen des aufgehenden Kulturgestirnes; hier regenerirte er sich zuerst durch die Individualisirung des Geschlechtes unter der Aegide einer Menge ausgezeichneter Meister, wie Brunelleschi, Bramante, Raphael, Michel Angelo, Torquato Tasso, Galliläi, Ariosto Macchiavelli, die Sforza's,

Medici's und viele andere; hier entfaltete sich die neue Kulturblüthe zu ihrer ganzen Pracht innerhalb eines Jahrhunderts.

Auch der Islam erstieg einen neuen Gipfel der Kultur; doch wir begegnen im Oriente nicht der grossen Mannigfaltigkeit und nicht der geistigen Potenz der Individuen, vielmehr der höchsten physischen Potenz oder der grellsten Sinnlichkeit, welche den Menschen aber am extremsten oder einseitig individualisirt. Sinan und Christodulos sind die bedeutendsten Künstler, die einzigen, welche aus der grossen Masse hervorragten.

Am meisten charakterisirt sich die vierte Epoche durch das Wohnhaus, und besonders im Westen erhöhte es den Kontrast zwischen der alten und neuen Weltanschauung; denn der Islam strahlte längst in einer Alhambra, Azahra etc. In dem Wohnhause erreichte die individuelle Entwickelung, die persönliche Anschauung und Gewohnheit ihre vielseitigste Gestaltung, aber auch ihre höchste Entartung, Beides weit weniger in der Kirchenform. Dennoch erkennen wir in beiden Fällen entgegengesetzte Komplexe der Elemente; z. B.:

In Florenz tritt neben den Kuppelbau S. Maria del Fiore die Säulenbasilika S. Spirito; in beiden überwiegt die Centralisation des Raumes, denn auch in S. Spirito gruppirt sich der Raum um ein mittleres Quadrat, und zwar in anderer Weise, wie z. B. im Dome zu Worms, wenn auch an dessen Gruppe von fünf Quadraten beide Formen angeknüpft, und dessen Nachfolger, der Kölner Dom, sie sehr beeinflusst hatte; in S. Maria del Fiore aber herrscht der centrale und freie Raum vor. Schon hier vollendete sich der Kirchenbau dieser Epoche durch die achteckige Kuppel, im engen Anschluss an die vorhergegangene romanische Form des Wormser Domes und die polygonalen Gestalten der Spitzbogen-Kathedrale.

In Venedig gesellt sich neben den centralen Kuppelbau von S. Geminiano die parallelepipedische Gestalt von S. Salvatore; in Rom verwandelt sich das ursprüngliche centrale Kreuz von S. Peter, welches nach dem Entwurfe von Michel Angelo ausgeführt, in die Form eines sogenannten lateinischen Kreuzes; und so fort.

Im Oriente unterscheiden sich die Formen weniger, da der Materialismus absolut herrschte, um so mehr aber von den abendländischen. Die Moscheen Selim's II., Bajazet's II., die Moschee von Ejub bei Konstantinopel, besonders die Moscheen aus der Zeit Soliman's II. bewahren zwar den alten Vorhof, derselbe bildet aber nicht mehr, wie in S. Amru bei Alt-Kairo das Centrum der ganzen Anlage, sondern einen Nebenbau des dominirenden Kuppelbaues, wie das Langhaus des abendländischen Domes. Wir erkennen hier in der westlichen und östlichen Form wiederum dieselbe Grundidee: die Herrschaft der Pyramide über das Parallelepipedum; dieselbe war aber im Westen durch den Spiritualismus bedingter.

In der abendländischen Palastform macht sich die venetianische Eleganz, ihr Streben nach sinnlichem Reiz durch pikante, sehr plastische Gestalten, neben dem machtvollen, ascetischen Ernst des florentinischen Baues, dem idealen Streben nach originaler Einfachheit, nach Keuschheit, nach einer grösseren Strenge des tektonischen Gedankens geltend. Denn in Venedig war der mohamedanische, in Florenz der katholische Einfluss vorwiegend, wenn auch beide mit dem Islam aus derselben Quelle geschöpft hatten, woher auch die grosse Verwandtschaft der occidentalen mit der orientalen Form stammt.

Mit Bramante schon vollendete sich auch die Palastform dieser Epoche: die spirituelle Aktion war zu hoch gespannt, als dass die volle Reaktion nicht hätte auf dem Fusse folgen sollen. Schon im 16. Jahrhundert beginnt die extreme Individualisirung.

Der individuellen Entwickelung Italiens nämlich war die Frankreichs, Spaniens, Englands, Deutschlands, endlich des Orientes gefolgt. Die ganze Christenheit warf sich schon im 17. Jahrhundert in eine neue allgemeine Kulturkrise, besonders durch die Kämpfe der deutschen Kaiser mit ihren Vasallen, durch den niederländischen und dreissigjährigen Krieg. Diese Krise, ein neuer Zersetzungsprozess der Kultur, ist die Junktur des Kultur-Oberkörpers mit den Armen durch die Schulterblätter, die Junktur zwischen den pyramidalen Gegensätzen des Oberkörpers.

Der zur Herrschaft gelangte, allgemeine christliche Materialismus musste vor seiner völligen Vollendung nochmals Akt nehmen von seiner Vergangenheit, die bereits in grosser Ferne hinter ihm lag und die er gänzlich zu ignoriren schien. Er musste sich durch die Reminiscenzen der Vergangenheit kräftigen, damit er am Ende seiner Kultur, wo dem Organismus die Arme wuchsen, fähig wurde, dieselben zu gebrauchen oder sich aus dem Sumpfe selbst zu heben, in welchen er nothwendig verfiel, weil ihm der volle Gegensatz fehlte; denn dieser befand sich unter ihm und vermochte ihm nicht mehr entgegenzutreten. Jene Kräftigung geschah durch einen Rückfall in den Spiritualismus auf beiden Seiten des Organismus; derselbe erfolgte einerseits durch die Reformation, andrerseits durch die griechische Kirche oder den Slavismus. Dies geschah also nicht durch die Attraktion des westlichen und östlichen Kulturpoles, nicht durch eine Durchdringung der gebildeten Komplexe, sondern durch eine Selbsterschöpfung des herrschenden Principes im Westen und Osten; und diese geschah nach der Erzeugung des inneren Gegensatzes, welchen jede Seite des Organismus ursprünglich in ihrem Unterkörper trug, welcher opponirte und das herrschende Princip zu einer neuen Vermischung (einer Junktur) mit ihm zwang; sie geschah nach der Erbildung dieses Gliedes, in welchem sich der neue Spiritualismus mit der alten Anschauung auf jeder Seite zu einer Form vermischte, damit sie beide in Gemeinschaft die Mission des Materialismus erfüllten, wie durch die Form des Schulterblattes sich die materielle Mission des menschlichen Oberkörpers, die Arme, erfüllt.

Schon mit Leo X. feierte der Materialismus zu Rom seinen höchsten Triumph in S. Peter; da protestirte ein würdiger Nachkomme der alten spirituellen Germanen gegen den verkäuflichen Sündenablass, durch welchen der Pabst selbst jenen Triumph über den Spiritualismus errang. Luther veranlasste jene Kämpfe, in welchen sich alle Nationen des Westens verwickelten, wo sich dieselben in der Mitte des 17. Jahrhunderts mittheilten und sich gegenseitig zur Aufgabe der Strenge des herrschenden Principes oder zur Einschränkung ihrer Verbreitung, resp. Ausartung, nach

der Analogie des menschlichen Oberkörpers, zwangen. Ebenso verhinderte der Gegensatz, welchem der Islam im Sklaventhum begegnete, die totale Entartung desselben. Im Orient erhob die griechische Kirche ihr mächtiges Haupt von Neuem, aber in frischen Gestalten, aus dem Hause Romanow.

Das Schulterblatt trägt unverkennbare Reminiscenzen des Beckens, ebenso der Spiritualismus Luther's Reminiscenzen aus der dritten Epoche, wo das Geschlecht sich individualisirend, die Fesseln der alten Weltanschauung brach. Auch Luther individualisirte sich, als er heirathete; wie damals der Spiritualismus eine starke Beimischung von Realismus, so zeigte dieser jetzt eine solche jener Weltanschauung. Doch es bildete sich auf jeder Seite eine Junktur, auf jeder ein Blatt, ein Abakus, welcher, wie z. B. Deutschland durch seine Zersetzung die Bildung der Kulturarme, von denen Friedrich der Grosse den rechten hauptsächlich bildet, gestattete. Der rechte Arm war wiederum potenter als der linke, welcher sich in Peter dem Grossen und seinen Nachfolgern nicht so individuell entwickelte, wie durch die grosse Anzahl westlicher Individuen.

Die tektonische Form prägt diese Junktur aus durch die Anfügung des spirituellen Langhauses mit seinem ungeheuren Vorhofe in S. Peter zu Rom und durch die wiederholten Hallenbauten der Mohamedaner im 16. und 17. Jahrhundert, z. B. die Moschee El Moyed, welche sich an das primitive System von der Moschee Amru aus dem 8. Jahrhundert anschliesst.

Das chaotische Individuum der dritten Epoche nämlich, der Pabst besonders, hatte sich, nach der Junktur des Oberkörpers mit dem Unterkörper, wie der menschliche Oberkörper in seine Stützen und wie der Oberbau in die seinigen, in ein Chaos von Individuen, von pyramidalen Stützen der Gesellschaft aufgelöst; an die Stelle des Despotismus eines Individuums war die krasse Willkühr unzählig vieler getreten. Die Einheit Gottes war zur realsten Darstellung gelangt, insofern sich in unendlich Vielen ein Gott-Tyrann, ein unumschränkter, an kein Gesetz, als an das persönliche Belieben gebundenen, Herrn der Welt herausgebildet hatte. In einem Sixtus V., einem Ludwig XIV. und einem

Soliman II. gewann, ebenso wie in einem Boromini, Bernini, einem Louvre und S. Peter, das reale Individuum seine Vollendung. Die gekrönten Realisten wurden aber endlich auch, sowie früher die Päbste, zu den äussersten Konsequenzen ihres Principes, im Streite gegen eine neue Weltanschauung und zu einer Vermischung mit ihr, gedrängt, gegen eine Anschauung, welche gegen die Usurpation der Rechte des Geistes konspirirte, sowie einst der Materialismus der Innungen gegen die päbstliche Usurpation der Rechte des Stoffes. Das Extrem vollendete sich im 17. Jahrhundert im Widerstande gegen den inneren Gegensatz des Oberkörpers (das Epistyl), im 13. und 14. Jahrhundert im Widerstande gegen den generellen Gegensatz des Unterkörpers, den Oberkörper. Daher liefen die beiden Komplexe, auch nach ihren speciellen Junkturen oder nach ihrer Potenzirung, neben einander her, wie die Arme und die Epistyle, und entarteten neben einander, wie einst der asiatische und der ägyptische Komplex. Denn seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, nahm der Islam zwar eine drohende Stellung dem Katholicismus gegenüber ein; doch tritt eine intensive Berührung beider nicht ein. Daher stürzte sich jeder Theil für sich in eine grosse Tiefe der Entartung; der Verfall jedes einzelnen in sich wurde nicht, wie einst durch die intensive Attraktion des Katholicismus und Islam, verhindert. Daher das grelle Formengewirre im 18. Jahrhundert, welches durch einen Mansart, Sufflot, Wreen, Schlüter, Fischer etc., und in den unzähligen Palästen jedes grossen und kleinen Herrschersitzes seinen Ausdruck fand, und durch den Spiritualismus der neuen Entdeckungen, zumal auf den alten Kulturfeldern, genährt wurde. Daher die endliche Koncentration des Individuums in einer Kirche S. Geneviève und einer Moschee Osman's III.; daher aber auch die endlich beginnende, gemeinschaftliche Deckung durch die Ideen der neuen Weltanschauung, welche bereits vor der französischen Revolution das Chaos von realen Individuen, wie das Epistyl die Säulen, beherrschte.

Nachdem sich jede Form in die üppigste Breite ausgedehnt, nachdem sie sich gleichzeitig bis zur Erstickung des Geistes py-

ramidalisirt hatte, folgte der konsequenten Entgeistigung dieselbe Rache, welche einst die konsequente Entstofflichung erzeugt hatte. Der Spiritualismus nahm seine alte Opposition auf beiden Seiten wieder auf, und schon im 17. Jahrhundert. Shakespeare zuerst führte das Geschlecht wieder an die Quelle, welche es von Neuem und zum letzten Male befruchten sollte, über Rom nach Athen. Während bisher die Italiener die Initiative der Kultur ergriffen, Franzosen fortsetzten, und die Deutschen resp. die Engländer vollendeten, was jene begonnen, versammelten sich jetzt alle christlichen Völker zu einer gemeinschaftlichen Aktion, zu einer einheitlichen Handlung, zur Bildung einer gemeinschaftlichen Decke. Sie lieferten daher vorher schon, ein jedes den Beitrag zur folgenden Form; aber, wer vorher geendet, der begann. England trat mit seiner Konstitution und seinem ausgedehnten Handel an die Spitze der Bewegung. Hier kam das neue kulturhistorische Geschwür zuerst zum Ausbruche, denn hier nährte sich der Spiritualismus durch die neue Berührung mit den alten Kulturländern, ferner durch die Bekanntschaft mit den ostasiatischen und amerikanischen Völkern und deren Kultur am meisten. Holländer, Franzosen und Spanier folgten mit ihrem ebenfalls ausgedehnten Handel und ihren grossen Philosophen: Spinoza, Deskartes, Voltaire, Rousseau, Cervantes etc.; endlich die Deutschen, aber mit der grössten Fülle von Individuen und Trägern der neuen Ideen.

Am Ende des 17. Jahrhunderts nämlich tauchten in der Philosophie die alten griechischen Systeme mit neuer Glorie auf; Paracelsus und Deskartes standen sich gegenüber, wie einst Pythagoras und Thales, Plato und Aristoteles, Arius und Alexander. Doch jetzt war der Realismus potenter, als der Idealismus [einst in Plato und Pythagoras], Deskartes und Spinoza potenter, als Paracelsus und seine mystischen Genossen. Spinoza zuerst verschmolz die Gegensätze der christlichen Kultur durch die Erkenntniss der humanen Einheit Gottes oder des göttlichen Rechtes jedes Individuums seiner ganzen Natur nach. Diese Erkenntniss schliesst die Extreme der Vergangenheit aus, sie fundirte das Gleichgewicht der elementaren Gegensätze des Christenthumes

oder sie ist die Grundidee des heutigen Konstitutionalismus. Dieselbe wurde von allen Nationen der christlichen Kultur vorbereitend entwickelt, doch am meisten von den Deutschen, obwohl ihre Konstitutionen zuletzt in's Leben traten. Denn die elementaren Gegensätze gewannen in Deutschland ihre bewusstesten und die grösste Anzahl bewusster Gestalten durch jene langen Reihen von Idealisten und Realisten, welche Leibnitz und Schiller, Wieland, Lessing und Göthe eröffneten. Deutschland ist das Land der individuellsten Entwickelung und das geistig potenteste Volk; nur hier kann sich der Konstitutionalismus zuerst vollenden.

Wenn im Westen Männer aus allen Schichten der Gesellschaft Träger der neuen Ideen wurden, und dieselben eine grosse Gesellschaft bildeten, so reformirten Fürsten die Kultur des Ostens, z. B. Peter der Grosse, der selbst an die Quelle des neuen Spiritualismus, nach Deutschland und Holland ging. Ihm folgten später die Sultane.

Die Reaktion gegen die Gewaltherrschaft des Materialismus erzeugte sich also überall im Schoosse derselben. Mit der französischen Revolution endlich, am Ende des 18. Jahrhunderts, verfällt das Geschlecht bekanntlich einer Reihe kurzer Kulturschwankungen, welche immer schwächer werden und während welcher sich das Geschlecht durch die Konstitution vor den Extremen der Vergangenheit zu schützen oder zu decken anfing und seinem Ziel auch thatsächlich immer näher kommt.

c. Die fünfte Epoche.

(Die Gegenwart.)

Trotz der neuen materialistischen Weltherrschaft eines Napoleon I. hatte die französische Revolution die rohe Kraft des christlichen Materialismus für immer gebrochen. Denn nach ihr beginnt eine eigenthümliche Entwickelung, welche sich durch eine Reihe von Aktionen und Reaktionen charakterisirt, die sich immer mehr abschwächen und die eine Wiederholung der Extreme ausschlossen,

dadurch dass sich die ganze Gesellschaft der christlichen Kultur koncentrirt oder sich zu einer einzigen grossen Gemeinschaft vereinigt. Dies geschah unter dem Drange schnell auf einander folgender Ereignisse; Aktionen folgten auf Reaktionen in immer schnellerer Wiederholung; und der Parallelepipedismus und der Pyramidalismus beginnen, wie die Stützen und Balken der Decke im Baue, und wie dieselben Glieder im Halse, im Staate eine Decke. Auf die erste französische Revolution folgte die Weltherrschaft Napoleon's I.; hierauf die Aktion der Freiheitskriege mit einer Reaktionsperiode bis zum Jahre 1820, hierauf in noch schnellerer Aufeinanderfolge die italienischen, die griechische, die zweite französische und die polnische Revolution mit einer Reaktionsperiode bis zum Jahre 1848, zu welcher Zeit eine dritte französische Revolution ganz Europa in Brand steckt. Mit dem Jahre 1850 begann eine neue Reaktionsperiode, gleichzeitig aber auch ein immer kürzeres Schwanken zwischen den Elementen. Jeder einzelne Staat an sich strebt unter fortwährenden Schwankungen auf politischem und religiösem Gebiete nach der Harmonie seiner Gegensätze; jetzt aber auch eben so sehr die westlichen und östlichen Staaten, in's Besondere der Katholicismus und der Mohamedanismus, nach der Einheit unter sich oder, wie man sagt, nach dem europäischen Gleichgewicht.

Während dieser ununterbrochenen Attraktion und Repulsion der generellen und speciellen Kulturfaktoren, an deren Ende wir noch nicht angelangt sind, reproducirte das Geschlecht die Kulturresultate der ganzen Vergangenheit, oder es orientirte sich über die zu verschmelzenden Gegensätze und über die Mittel ihrer Synthese, und thut dies noch. Man stieg hinab in die Trümmerwelt des Heidenthumes und durchforschte die Schutthügel der ältesten menschlichen Kultur; man ging nicht bloss zurück auf die nächste Quelle des Christenthumes, nach Rom und Byzanz. Dies Bedürfniss fühlten schon viele hervorragende Männer in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, z. B. Winkelmann, Lessing, Göthe etc., und Männer anderer Nationen Europa's.

In demselben Grade nun, wie man sich durch Entdeckungen auf den Kulturfeldern der Vergangenheit bereicherte, in dem-

selben Grade näherten sich die Kulturelemente, schwächten sich die Aktionen und Reaktionen ab und prägte auch die tektonische Form die fortschreitende Synthese der christlichen Komplexe auf heidnischer Basis aus.

Da man noch nicht zum Bewusstsein seiner kulturhistorischen Aufgabe gelangt, da man in der Reproduktion der heidnischen Kulturresultate noch nicht die Grundbedingung der folgenden Kultur erkannt, vielmehr nur die Nothwendigkeit einsah, sich über Alles zu orientiren, was die Vergangenheit überliefert, griff man meistens rathlos in den Schatz der letzteren und mischte natürlich alle Stylformen unter einander. In der That aber begann die Vorbereitung jener Synthese, zumal man anfing, die Antike zu bevorzugen, sie mit besonderem Eifer zu studiren und zu reproduciren. Es folgte hierauf, namentlich auf die Bestrebungen eines Schinkel und Klentze, welche sich um die Reproduktion der Antike das grösste Verdienst als praktische Architekten erwarben und mit ausserordentlicher Konsequenz handelten, eine Reaktion, ein neuer, tieferer Rückblick auf die christliche Vergangenheit, so dass es schien, als ob die Schüler nicht in die Bahn des Meisters treten würden. Dennoch offenbarte die Form nach Schinkel's Tode, unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. von Preussen, den mächtigen Einfluss eines Meisters, den man bisher nur für einen Kopisten der griechischen Antike gehalten, dessen Seele man noch nicht erkannt hatte, dem man aber trotzdem folgte, weil man denselben Verhältnissen Rechnung tragen musste, wie er, oder weil man von derselben Weltanschauung beherrscht wurde, wie Schinkel. Denn trotz der Verleugnung Schinkel's, trotz der vermeintlichen Styllosigkeit, welche der Gegenwart so oft zum Vorwurf gemacht wurde, und trotz der vielfachen Rückfälle, grösserer und kleinerer, nach den Extremen der Vergangenheit hin, durchdrangen alle unsere Formen mehr oder weniger, im Gegensatz zu dieser, der innerste Gedanke der Antike, die Idee der humanen Einheit jeder Form an sich, aber mit Rücksicht auf die realen, zwingenden Verhältnisse der Gegenwart, welche von der Idee der Einheit aller Formen unter sich beherrscht wurde. Dieser griechische, humanistisch-

christlich potenzirte Gedanke, die Seele Schinkel's, ist: das sittliche Maasshalten in der Verwendung des Geistes und Stoffes bei der Befriedigung jedes Bedürfnisses in jeder Form oder stets unter der Rücksicht auf das Recht aller übrigen.

Auch die Idee des griechischen Tempels schleppte sich nicht in einer ungeheuren Masse einher, die jeder Realität widersprach, wie die Idee des romanischen Domes und des ägyptischen Pylontempels; sie wurde nicht von dem Uebermaass der Materie erstickt, wie die Idee S. Peter's zu Rom und die Idee eines Thurmes zu Babel; sondern sie sättigte sich stets mit dem Maasse vom Stoff, welches sie nach der Analogie des natürlichen, griechisch-bürgerlichen Organismus erfüllte; doch ohne Rücksicht auf die griechische Häuslichkeit und die griechischen Heloten.

Diese Idee der griechischen Antike begann die Gegenwart mit Schinkel zu der Idee der Einheit aller Formen unter sich zu erweitern, indem sie jedes Bedürfniss des Menschen als sittliches ansah, indem sie nach dem Gleichgewicht der elementaren Gegensätze des Geistes und Stoffes in jeder Form strebte, dadurch, dass sie jeden Gedanken, je nach dem Grade seiner Manifestation, in ein entsprechendes Stoffmaass und den entsprechenden Organismus einhüllte.

Daher überragt heute weder die Kirche, noch der Palast alle übrigen Gestalten gleich einem Alles verschlingenden Ungeheuer; daher verkümmert weder die Ekstase eines himmelanstrebenden Ideales, noch die pyramidale Ueppigkeit eines weltlichen Gott-Tyrannen die materiellen Mittel der heutigen Gesellschaft. Der heutige Christ findet sein sittliches Wohl überall, nicht mehr allein in düsteren Kirchengewölben, oder in glänzenden Palästen, sondern in einer unendlichen Reihe von baulichen Gestalten, die ein Jeder kennt, in's Besondere aber in seiner Behausung, im Schoosse seiner Familie. Jede Form macht heute Anspruch auf ihr Recht; jeder Mensch nimmt heute Theil an allen leiblichen und geistigen Genüssen; diese ergiessen sich aus tausend Quellen über alle Menschen. Die mannigfache Gliederung der heutigen tektonischen Form ist analog der Anerkennung des Staatsanrechtes jedes Staats-Individuums durch die Urwahlen, welche

die heutige Gesellschaft ebenso nivellirt, wie die Gestalten jener Form. Die Kirche bedient sich nur desjenigen materiellen und geistigen Aufwandes, welcher der sittlichen Manifestation entspricht, die sich in ihr offenbart, und welcher die Rechte der Privatwohnung nicht beschädigt.

Die Grundidee der heutigen Form ist also die Einheit oder Zusammengehörigkeit aller Individuen zu einer einzigen Form, wo jedes ein sittliches oder eine Kunstform oder eine vollendete Einheit mit Rücksicht auf alle übrigen wird. Die Darstellung der vollendeten Einheit ohne Rücksicht auf alle übrigen Formen ist ihre Basis, und sämmtliche Komplexe des Romanismus und Mohamedanismus sind ihre Rohmaterialien.

Wenn wir auch Einheiten mit Rücksicht auf alle anderen Formen erbilden sollen, so giebt uns doch die vollendete Einheit ohne diese Rücksicht die Lehre eines Gleichgewichtes der elementaren Gegensätze überhaupt. Die griechische Form lehrt uns das Grundwesen des Gleichgewichtes oder der Vollendung, ohne dessen Erkenntniss das Gleichgewicht in keiner Form eintreten kann, welche dem griechischen Tempel folgt.

In der That gestattet uns nur die antike Grundlage die ausserordentliche Individualisirung oder den Schritt zur Vollendung aller Formen unter sich, dessen wir uns heute schon erfreuen. Der griechische Balken wurde ein unveräusserliches Glied unserer tektonischen Form, zumal unsere gewaltigen Gitterträger als ein Resultat der Reproduktion der Theorie sowie der Tektonik des monolithen Balkens überhaupt angesehen werden muss. Die heutige Gesellschaft vermag ihre kleinsten sowie ihre grössten Bedürfnisse nur durch den humanen Komplex des idealen mit dem realen Balken zu befriedigeu. Die Gliederung der heutigen Gesellschaft erlaubt die ausschliessliche oder extreme Anwendung des Gewölbes bei dem ländlichen und städtischen Wohnhause, bei den meisten Kirchen und der Unzahl von industriellen Anlagen eben so wenig, wie bei unseren Eisenbahnbauten, wo jedes Hinderniss nur durch die Gestalt armirter oder

durch den Bogenbalken (pyramidalen) verstärkter monolither Balken überschritten wird. Also durch den humanen Komplex des idealen mit dem realen Balken befriedigen wir alle unsere Bedürfnisse, ohne das geringste derselben zu beeinträchtigen. Und diese offenbare und ununterbrochen fortschreitende Synthese der christlichen Kulturgegensätze auf der Basis der Antike, diesen Charakter der heutigen Form, wagt man noch immer eine Stylosigkeit zu nennen, abgesehen davon, dass die Gottheit niemals charakterlos sein kann, weil sich dieser Charakter ohne vorhergegangenes Wissen, oder Wollen eines Menschen bildete. Nur eine laxe Originalität, welche mit kindischer Selbstüberschätzung auf die erhabenen Gestalten der Vergangenheit und Gegenwart herabsieht, sie ist der Grund so vieler charakterloser Erscheinungen der Gegenwart, welche diese aber noch nicht dazu stempeln, was jene Originalität in ihr zu erblicken glaubt.

Bestehen die Rohmaterialien der heutigen Form aus den Komplexen des Romanismus und Mohamedanismus (denn sie sind das eigentlich zu verarbeitende Material), und stützt sich die Synthese der letzteren auf die griechische, wie die Vollendung aller Menschen auf die Vollendung des ersten, so ist der dargestellte Charakter der Gegenwart ein naturnothwendiger oder der wirkliche.

Welcher Originalität sich die tektonische Form der Gegenwart erfreut oder wie sehr sie sich von allen ihren Vorfahren unterscheidet, lehrt ein flüchtiger Blick auf ihre hervorragendsten Gestalten, die Eisenbahn und ihre Knotenpunkte, die Städte, sowie auf ihre Gesammtgestalt.

Wie einst die römische Strasse die römische Welt, nivellirt die Eisenbahn die heutige. Die Vorsehung umschlingt die humane Gesellschaft des Christenthumes mit einem allgemeineren Bande zu einer grossen Gemeinschaft, als die heidnische. Die Goldindustrie und der Marmor Griechenlands gestattete die christliche Verallgemeinerung der leiblichen und geistigen Genüsse nicht, wie der gebrannte Thon und das Eisen. Mit Recht wird unser Zeitalter das eiserne genannt; denn das Eisen charakterisirt es am meisten. Auf keinem Wege korrespondirt der Stoff

und der Geist und individualisirt sich der Mensch, wie auf der Eisenbahn, die das Menschengeschlecht in eine niegeahnte Berührung brachte und die alle Klassen der Gesellschaft an den reichsten Quellen unserer irdischen Glückseligkeit schöpfen lässt, dabei jedoch einen Jeden nur dem Grade seines sittlichen Bewusstseins entsprechend. Die Eisenbahnen, diese Arterien der heutigen Gesellschaft, setzen in den Städten ihre schönsten Krystalle ab.

Der heidnische Humanismus krystallisirte schon in den reinsten oder regelmässigsten Gestalten; ebenso der heutige, dessen Charakter sich besonders in der Gradheit und Regelmässigkeit unbegrenzt sich ausdehnender Strassennetze, in deren luftiger Geräumigkeit und gleichartiger Gestaltung, ausprägt und den Beweis unserer Entnüchterung von dem Rausche liefert, in welchen wir durch die Reproduktion der christlichen Vergangenheit verfallen mussten; dessen Charakter sich nach der Analogie der humanen Sitte bildet, welche uns überall beherrscht, in's Besondere nach der Analogie der allgemein herrschenden Sittlichkeit unseres Familienlebens.

Während in der Vergangenheit die Beschränktheit der menschlichen Wohnung mit der Rohheit des geselligen Lebens harmonirte, während sich die menschliche Wohnung zum grössten Theile *als* elende Hütte um einen Riesendom, oder um die stolze Burg eines weltlichen, oder geistlichen Herrn gruppirte, öffnet sich heute jede menschliche Wohnung zu einem weiten, lichten und daher gesunden Raume und reiht sich die Kirche sowie der herrschaftliche Palast an die Wohnung des Bürgers, an die Stätten seines täglichen Verkehres, und bilden mit ihnen eine Einheit, in welcher alle Formen einen verwandten Typus zeigen, jede einzelne aber dennoch ihre Individualität bewahrt. Während einst das öffentliche Leben in dem Egoismus Einzelner erstarrte, gewinnt die Idee der Gemeinschaft Aller in Gott ihren lebhaftesten Ausdruck durch die unabsehbaren Häuser-Perspektiven unserer Städte, wo die Individualität jedes Menschen zur Geltung und freien Entwickelung gelangt. Nur die krankhafte Reizbarkeit eines von der Vergangenheit befangenen Gemüthes erkennt in

der Gleichförmigkeit der städtischen Anlagen unserer Zeit eine charakterlose Monotonie. Diese Gleichartigkeit der Gestaltung, diese nahe Verwandtschaft aller Formen unter sich, ist der prägnante Ausdruck der gegenwärtig herrschenden Weltanschauung, des christlichen Humanismus, welcher uns durch die Verallgemeinerung der leiblichen und geistigen Genüsse der Vollendung der christlichen Idee entgegenführt. Diese Idee, die verhältnissmässige Berechtigung Aller an Allem, strahlt uns in dem Gewande der neuen Stadttheile der europäischen Metropolen entgegen; denn die ganze Kette der menschlichen Gesellschaft gliedert sich so unendlich fein, die grosse Masse ihrer Bedürfnisse findet durch unsere Erfindungen, durch unsere Fabriken und anderen industriellen Anlagen eine so einheitliche Befriedigung, dass nothwendig auch deren Formen einen gemeinschaftlichen Gedanken wiederspiegeln, wie zu keiner Zeit.

Der Charakter der gegenwärtigen Form vollendet sich durch die innige Korrespondenz aller christlichen Völker unter einander, oder durch die intensive Berührung aller Kulturresultate der Vergangenheit, nicht durch die Vermittelung eines Volkes. Nicht ein Volk allein ersteigt den Gipfel der christlichen Kultur, wie die Griechen den Gipfel der heidnischen, sondern alle christlichen Völker vereinigen sich dort zu einer Gemeinschaft in Gott; denn die Idee des Christenthumes ist die Idee der Einheit aller westlichen Völker unter sich. Hieraus fliesst die bereits faktische, grosse Verwandtschaft aller europäischen Formen der Gegenwart, alle tragen den Stempel einer gemeinschaftlichen Abkunft, alle glänzen im Gewande des christlichen Humanismus oder ruhen auf der Basis der griechischen Antike. Die Idee des Heidenthumes vollendete sich nur in Griechenland, und noch während ihre Blüthe verwelkte, hüllte sich die ganze übrige heidnische Welt, mit Ausnahme der Römer, in die extremen Formen der früheren Epochen. Erst Alexander und die römischen Feldherren trugen die Resultate griechischer Kultur nach dem Osten und Westen, und nur die Perser nahmen frühzeitig an denselben Theil. Die Kultur der Idee der Einheit an sich war bedingt durch ihre Isolirtheit; daher fand sich auch im Haushalt

der Natur nur ein Volk und ein Terrain, das griechische, zu diesem Zwecke.

Doch erfolgt die Vollendung des Christenthumes unter der Führerschaft eines Volkes, welches hiezu vor allen anderen durch seine individuelle Entwickelung befähigt wurde. Es ist das specifisch-spiritualistische Volk des Westens, gleichzeitig aber auch der specifisch-protestantische Faktor der christlichen Kultur: die Germanen. Deutsche und holländische Philosophie und englischer Parlamentarismus schärften die elementaren Gegensätze der menschlichen Denkweise zu ihren feinsten Spitzen, in Deutschland aber besonders wurde ihre Natur erkannt, denn hier berührten sie sich am häufigsten und intensivesten auf dem Gebiete der Philosophie. Deutsche Wissenschaft versenkte sich am tiefsten in die Urquellen des Christenthumes; die deutsche Nation überragt alle anderen an Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Bildung, welche sie theils ihrer politischen Zersplitterung, theils ihrer grössten Verbreitung über alle Länder der Erde verdankt.

Die Franzosen und Engländer sind die nächsten Rivalen der Deutschen; letztere wurden zwar vielfach und bis auf den heutigen Tag von französischem und englischem Einflusse beherrscht; doch eben grade die Zugänglichkeit des Deutschen für alle äussere Einflüsse machte ihn zur Lösung seiner Aufgabe fähig; während jene, in dem stolzen Selbstbewusstsein ihrer weltbeherrschenden Selbstständigkeit die politische Zerrissenheit Deutschlands geringschätzend, sich mit der Nation am wenigsten befreundeten, aus deren Umgange sie den grössten Vortheil für ihre sittliche Bildung ziehen konnten, und während sie bei ihrer Exklusivität, die sich gegen jeden fremden europäischen, also specifisch-christlichen, Einfluss verschloss, die aber um so mehr in einem transatlantischen Verkehr ihre Entschädigung suchte, diejenige Gründlichkeit und Tiefe entbehren, welche allein der Deutsche besitzt und die Quelle des Vollendeten ist.

Die Idee des Christenthums gewinnt ihre höchste Vollendung nicht auf einem Terrain, wo der Mensch von ihren extremen Kulturresultaten, wie in Frankreich, und von der Unmittelbarkeit

überseeischer, amerikanischer und ostasiatischer, Eindrücke, wie in England, am meisten befangen und zerstreut wird, wo er mit der Vermittelung beider Kulturläufe unserer Erde viel zu sehr beschäftigt ist, als dass ihm die Ruhe der Beschaulichkeit und des tiefen Studiums in so angemessener Perspektive über alle Kulturresultate der Vergangenheit vergönnt wäre, wie in Deutschland, dem Herzen von Europa.

Die Herrschaft Napoleon's III. ist der Nachklang einer grossen Vergangenheit, und die Mission der Napoleoniden ist eine ebenso vorübergehende, als die der Perser während des griechischen Zeitalters. Wie die Perser, entbehren auch die Franzosen diejenige Keuschheit des Sinnes, welche die Griechen mit den Deutschen so verwandt macht, und den Menschen auf die Höhe strengster Sittlichkeit erhebt. Weder die Perser, noch die Franzosen bildeten je einen Staat, welcher, wie die griechischen und deutschen, klein, jugendlich kräftig und frisch, durch ihre ganze, politische und lokale Situation zu einer geistigen Thätigkeit und einem streng-sittlichen Haushalt gezwungen wurde, welchem allein das höchste künstlerische Ebenmass oder die Oekonomie des Humanismus entspringt.

Engländer und Franzosen machten ausgezeichnete Erfindungen und Entdeckungen, die Deutschen aber die ersten und wichtigsten, auf dem Gebiete der Philosophie. Jene überragen diese zwar durch den Maassstab ihrer Formen, weil sich in ihren Händen die materiellen Mittel in weit höherem Grade koncentriren, als bei uns; allein grade der Ueberfluss der materiellen Mittel schliesst die weise Oekonomie in der Verwendung des Stoffes und Geistes, das höchste künstlerische Bewusstsein, aus, zu welchem sich die kleinen Staaten Deutschlands, besonders Preussen und Bayern, erhoben, und welches sich in der Kleinheit ihrer Formen bekundet. Die kleinen Kirchen, Paläste, Wohnhäuser, Bildungsanstalten aller Art, aus der Zeit Friedrich Wilhelm III. und IV. und Ludwig's von Baiern, überragen an sittlichem Inhalte die Monumente Englands und Frankreichs aus der Zeit Georg III., Ludwig Philipp's und Napoleon's III., so bewältigend auch der Eindruck eines Londoner Parlamentsgebäudes, eines

Industriepalastes, eines pariser Stadthauses und eines Louvrebaues auf den gewöhnlichen Beschauer ist. Sowie die heidnische Idee ihre Vollendung nicht in dem Maassstabe der Pylonen- und Stufenbauten Aegyptens und Asiens, sondern in dem humanen der Griechen erreichte, eben so wenig bildet sich der reinste tektonische Krystall des Christenthumes in dem Maassstabe der Engländer und Franzosen.

Die neue christliche Kultur ruht in Preussen und Bayern auf breitester historischer Grundlage. Preussen und Bayern reproducirten die heidnische und christliche Vergangenheit in ihrer reinsten Gestalt; Preussen aber ist von beiden das potentere deutsche Individuum. Berlin charakterisirt vor allen deutschen Städten die gegenwärtig herrschende Weltanschauung am meisten. Denn Preussen hatte und hat noch die grösste Veranlassung zu jener Sittlichkeit seines Haushaltes, zu jener Anspannung des Geistes, welche zur originalen Selbstständigkeit führt; als Sitz des specifischen Protestantismus im Abendlande, und am wenigsten durch die Nähe der Riesengestalten der Vergangenheit beirrt, dieselben vielmehr in der angemessensten Ferne betrachtend, wurde Berlin die modernste Stadt der Neuzeit. Preussen gelangte im Jahre 1813 zuerst zum Vollbewusstsein seiner Thatkraft, erhob sich durch die Vereinigung aller Interessen aller Parteien auf ein einziges Ziel in der Gegenwart, zuerst zur Idee einer Gemeinschaft Aller in Gott und zieht daher auch in diesem Augenblicke die Augen von ganz Europa durch den intensivesten Kampf zwischen dem Konstitutionalismus und den Reminiscenzen der Vergangenheit auf sich. Denn hier zogen sich die elementaren Gegensätze am innigsten an; hier stiessen sie sich auch am heftigsten ab; hier erkennen sie sich aber auch gegenseitig am gründlichsten, hier müssen sie daher auch den vollendetsten Komplex liefern.

Daher wurde Schinkel der Apostel der tektonischen Form der fünften Epoche, und zwar durch den humanistischen Realismus seiner Form.

Schinkel schuf durch die Verschmelzung des centralen oder pyramidalen Baues mit dem parallelepipedischen Langbau, auf

Grund der heidnischen Idee, überall eine christliche Einheit oder einen Raum, welcher bei einem Minimum von materiellem Aufwande die grösste oder nutzbarste Weite liefert. Die Schinkelsche Form charakterisirt sich stets durch die grösstmöglichste Koncentration des Raumes um einen Mittelpunkt, um einen centralen, meist quadratischen Raum. Die Nikolaikirche zu Potsdam, das Museum, die Bauakademie, das Schauspielhaus zu Berlin sowie das Wohnhaus; sie beschränken sich durch eine centrale Form auf den kleinsten Raum und erreichten mit dem geringsten Aufwande ihren Zweck, also auf dem Wege, welcher allein zur höchsten Individualisirung des Geschlechtes führt. Und diese Idee der christlichen Einheit trägt jeder Bau in seinem äusseren Gewande zur Schau, auch hier erscheint er stets als Einheit oder als e i n e Form. Aus jeder Oeffnung, aus jeder Form eines Schinkelschen Baues sieht immer ein und derselbe Gedanke. Schinkel stand der Willkühr der sogenannten Künstlerlaune, einer Reminiscenz der Vergangenheit, fern, die noch heute so oft die Quelle unsittlicher Zerrissenheit vieler Formen wird. Jede Handlung Schinkel's war eine ernste, sittliche, er kannte nicht ein e r n s t e s Leben und eine h e i t e r e Kunst, sondern ihm war Alles, was er that, heilig oder sittlich; ihm war Alles Kunstform, was er that.

Daher verkörperte sich die Idee eines Museums, die Idee der grössten Oeffentlichkeit oder Zugänglichkeit eines Gebäudes, dessen das Geschlecht in einer Zeit bedurfte, wo es sich auf den Kulturfeldern der Vergangenheit orientirte, in einer so erhabenen Gestalt. Die Oeffnung des Baues in seiner ganzen Fronte spricht nur e i n e n Gedanken aus, sie ladet zum Eintritt, zum Kunstgenusse in beredter Weise und für Jedermann ein und bereitet Beides in würdigster Form vor. Ebenso fand die Idee der Kunstandacht, die Idee der Sammlung des Eingetretenen für den bevorstehenden Kunstgenuss, in dem Kuppelraume, dem würdigsten Entrée einer solchen öffentlichen Anstalt, ihren sittlichsten Ausdruck.

Daher lieferte Schinkel in der Nikolaikirche einen Raum, welcher ein Minimum der christlichen Gemeinde von dem Genusse

der Andacht oder den Worten des Redners ausschliesst, soviel auch die Reminiscenz der Vergangenheit, die Kuppel oder die Decke des Raumes, nicht dieser selbst, in akustischer Hinsicht zu wünschen übrig lässt. Das byzantinische Quadrat von S. Sophia zu Konstantinopel ist die Grundform dieser Kirche. Hiedurch sowie durch den mohamedanischen Tambour der Kuppel und die kleine, aber ganze, quadratische und pyramidale Gestalt des Baues mit ihren minaretartigen Eckthürmen dominirt das realistische Element über das idealistische, wenn dieses auch durch die parallelepipedischen und mit Tonnengewölben überdeckten Kreuzflügel, nach der Analogie des romanischen Kreuzschiffes, zum entschiedenen Ausdrucke gelangt; etc.

Die Nikolaikirche verkümmert nicht, wie ein Kölner Dom oder ein S. Peter zu Rom, die meisten Forderungen einer sittlichen Gesellschaft zum Vortheil einer einzigen; oder wie der militairische und kommercielle Aufwand der Franzosen und Engländer in der Gegenwart die Rechte sehr vieler jener Forderungen, weshalb auch diese Nationen das grösste Proletariat erzeugten. Auch S. Peter zu Rom und S. Geneviève zu Paris lieferten centrale Formen, aber wie gering ist ihr nutzbarer Raum im Verhältniss zu ihrem Aufwande. Die Nikolaikirche giebt einen Raum; jene unendlich viele, ein Chaos von Räumen.

Vergleicht man nur diese eine Form Schinkel's mit allen anderen Europa's, welche in derselben Zeit entstanden, so entäusserte sich die Form hier in Preussen der extremen Reminiscenzen der Vergangenheit unzweifelhaft im höchsten Grade; und da der unmittelbare Einfluss eines Beispieles die grösste Wirkung hat, so vermochten nur die Schüler Schinkel's in der Vollendung der gegenwärtigen Form allen anderen Nationen voranzugehen. Auch das Schwert Preussens wiegt nicht so schwer in der Waagschale des europäischen Gleichgewichtes, wie einst das Schwert Griechenlands in der Waagschale des asiatischen. Auch Deutschland ist, wie einst Griechenland, weniger befangen von auswärtigen Unternehmungen, als die Engländer, Franzosen und Mohamedaner, welche heute die Rolle der Perser und Aegypter des Alterthumes spielen. Namentlich Engländer und Fran-

zosen vermitteln den Romanismus und Mohamedanismus und leiten schon jetzt die Berührung der beiden Kulturläufe ein. Daher bleibt Deutschland die Rolle jener Führerschaft; auch die tektonische Form der unmittelbaren Gegenwart spricht diese Thatsache aus. Die neuesten Monumente Frankreichs z. B., die Boulevards, das neue Opernhaus zu Paris, so glänzend und gewaltig in ihren Massen, dokumentiren die Unfähigkeit der Franzosen, die Meisterschaft in der Erbildung der vollendeten christlichen Kulturformen zu übernehmen. Wie wenig die Engländer auf diese Führerschaft Anspruch machen, beweist allein schon ihr städtisches Wohnhaus. Die Deutschen dagegen, in's Besondere die Preussen, treu dem erhabenen Beispiele eines Schinkel und seiner Zeitgenossen, treu dem sittlichen Ernste, welcher sie von jeher beherrschte, namentlich seit den Freiheitskriegen, gezwungen auch durch die realen Verhältnisse des preussischen Staates: purificirten die tektonische Form unter der vielseitigsten und gründlichsten Reproduktion der Vergangenheit und unter den häufigsten Rückblicken auf das Ideal, die griechische Antike, und feierten auch auf diesem Gebiete der Philosophie, wie durch eine „Tektonik der Hellenen", den höchsten Triumph; trotz des unverkennbaren, augenblicklichen Rückfalles in den Materialismus, dem auch Berlin, wie alle Städte Europa's, unterliegen. Dieser Rückfall ist eine jener Schwankungen, von welchen oben gesprochen wurde, und ein Beweis, dass wir noch nicht am Ende derselben angelangt, dass wir noch nicht in den Kopf des christlichen Kulturorganismus eingetreten sind.

Nur die bayersche Form tritt der preussischen ebenbürtig zur Seite; sie ruht nächst dieser auf der breitesten antiken Grundlage, durch die Beziehungen Bayerns mit Griechenland seit mehren Jahrzehnten. Dennoch erhob sich Preussen in Schinkel und seinen Schülern zu einem höheren Verständniss der Antike; denn weniger durch die direkte Verbindung mit Griechenland befangen; unbeirrter durch die unmittelbare Anschauung der Antike und der Monumente der christlichen Vergangenheit, als die bayerschen Künstler, vermochte der preussische auf dem Wege der Spekulation ein Resultat zu liefern, welches wie die „Tektonik der

Hellenen“ ohne Gleichen ist. Dennoch ist Bayern dasjenige Kulturelement, welches in Gemeinschaft mit Preussen entscheidend auf die Bildung der deutschen oder eigentlichen christlichen Einheit influirt.

Jede Nationalität nämlich strebt heute nach einer Einheit oder nach ihrer Individualität, auch die deutsche; doch in der letzteren, die sich am individuellsten entwickelte, wird die Synthese der christlichen Kulturelemente kulminiren. Nirgends ergänzen sich dieselben, wie in Deutschland, unter dem Vortritte jener beiden Staaten, nirgends nehmen sie, schon während der Reproduktion der Antike, so ausgeprägte Gestalten an. München reproducirte mehr den Dorismus, Berlin mehr den Jonismus; der bayersche Spiritualismus aber mit geringerem Bewusstsein, als der potentere preussische Realismus; das neue München entstand durch den persönlichen Willen eines Königs, das neue Berlin aus dem Zusammenwirken einer Menge geistvoller Individuen. Die deutsche Einheit wird einst nicht durch ein Deutschland repräsentirt, welches alle kleinen Staaten absorbirt und sich etwa in der Hand eines Kaisers koncentrirt, sondern durch die humane Einheit einer Gruppe neben einander selbstständiger Individuen von sehr ungleicher Potenz, und selbstständig nur nach Maassgabe dieser Potenz oder der hieraus fliessenden natürlichen Berechtigung. Die Einheit, in welcher die Elemente einer solchen Gruppe von Völkern, ohne eine gewaltsam koncentrirende Hand, aus freier Unterordnung jedes persönlichen Willens unter einen gemeinschaftlichen, öffentlichen, ihre Versöhnung oder ihr Gleichgewicht gewinnen und einen selbstständigen Kulturorganismus bilden — diese Grundeinheit aller folgenden realen oder christlichen, dieses erste Hauptmoment der Darstellung der christlichen Einheit, die Decke des Oberkörpers im Kulturlaufe — wird in Deutschland zur vollendeten Darstellung gelangen, um allen übrigen Nationalitäten des westlichen Kulturlaufes als Vorbild, als Mittelpunkt ihrer Gruppirung zu der nächst höheren christlichen Einheit, der Decke des Kulturlaufes oder der vollendeten Einheit aller Völker derselben, zu dienen. Die deutsche Einheit ist die Vollendung des Christenthumes im engsten Sinne, die

eigentlich-reale im Gegensatz zur idealen (griechischen). Wie diese jener, geht die deutsche allen höheren Realisationen der Principien voran, welche sie selbst fixirte. Wir werden uns daher auf der rechten Seite des ganzen Kulturorganismus immer Christen nennen.

Dieser organische Zusammenhang zwischen der deutschen und allen folgenden Einheiten, sowie zwischen den beiden Hauptideen des westlichen Kulturlaufes ist analog dem des menschlichen Organismus. Laut Schema ist das Christenthum (IV) sowohl der Oberschenkel des ganzen Kulturorganismus [von welchem wir überhaupt eine Vorstellung haben], als auch der Oberkörper des Kulturlaufes. Wie jener Oberschenkel, bildet der menschliche die erste Einheit der ihm vorangegangenen Glieder; wie jener Oberkörper, schliesst auch der menschliche über den Schultern alle vorangegangenen Glieder zu einer Einheit ab. Jede dieser Einheiten ist unvollendet, aber jede bildet das letzte Moment vor der definitiven Vollendung des Unter- resp. des Oberkörpers, in jedem Falle einen Hals (dort unvollkommener als hier), welcher in unmittelbarer Verbindung mit dem Endlichgetragenen steht. Ferner ist das Heidenthum (laut Schema II) der Unterschenkel des ganzen Kulturorganismus und auch der Unterkörper des Kulturlaufes. Vollendet zeigt es in beiden Gliedern zwei scharf von einander getrennte Theile — das Heloten- und Bürgerthum —, nach der Analogie der beiden menschlichen Glieder. Daher ist, sowie das Schienbein, als dominirender Theil des Unterschenkels, das Urbild des Oberschenkels, und sowie der Stengel des Unterkörpers das Urbild des Oberkörpers, die griechische Form das Urbild der ersten christlichen, der Gegenwart.

Hieraus erhellt, welche hohe Bedeutung die deutsche Einheit hat. Daher ist auch der Deutsche schon seit langer Zeit der Erzieher aller derjenigen Völker zur christlichen Einheit, welche einer Schule hiezu bedürfen; ein Gleiches gilt übrigens von Russland, nämlich mit Rücksicht auf den Osten des Kulturlaufes. Oesterreich spielt noch heute eine hervorragende Rolle in dieser Erziehung; die Mission dieses Völker-Konglomerats

ist daher keine specifisch-deutsche; Deutschland geht vielmehr unter dem Vortritt Preussens und Bayerns in der Vollendung der ersten christlichen Gesellschaft voran.

Es wurden somit in diesem Kapitel die wichtigsten Resultate der menschlichen Bethätigung, sowohl jedes Zeitalters an sich, als auch aller Zeiten unter sich, bis auf die Gegenwart, im organischen Zusammenhange betrachtet, und hieraus die die Gegenwart charakterisirenden Erscheinungen oder ihr Styl erklärt.

Es wurde aber gleichzeitig die organische Nothwendigkeit unseres gegenwärtigen Charakters dargethan. Hier könnte es nun scheinen, dass die Gegenwart, da sie sich trotz der bisherigen Nichterkenntniss des Kulturgesetzes auf dem richtigen Wege befindet, dieser Orientirung nicht bedürfe. Allein diese Naturnothwendigkeit schliesst die Korruption und den Widerstand gegen dieselbe, also eine weitere Orientirung als die bisherige nicht aus. Die Gegenwart befindet sich auf dem richtigen Wege, nur in Folge ihrer bisherigen Orientirung; und dieser Beitrag hiezu ist eine organische Folge derselben. Die Korruption nimmt erst ein Ende mit dem Ziele der Kultur, dem absoluten Gleichgewicht zwischen den Kulturelementen, also auch die Orientirung.

Zu allen Zeiten, und zwar je später, desto stärker, machte sich das Bedürfniss nach der Erkenntniss des Kulturgesetzes fühlbar und influirte auf die Entwickelung der Kultur; seine Kulminationspunkte erreichte es in den synthetischen Epochen. Von den Griechen wissen wir, dass sie sich vielfach orientirt hatten und orientirt worden waren, wogegen während den extremen christlichen Epochen und während der römischen Weltherrschaft ein Selbstbewusstsein, wie das der Griechen, noch mehr das gegenwärtige, dem Menschen oder seiner Entwickelung gradezu geschadet hätte. Er hätte damals so gehandelt, wie wir heute handeln und hätte nicht die Materialien geliefert, welche wir heute nicht entbehren. Thatsächlich ging auch das Bewusstsein der Griechen in den ersten christlichen Jahrhunderten fast gänzlich verloren, weil der Mensch hier analysirte, zu seinem neuen Kulturprozesse die grösste Unbefangenheit bedurfte.

Die Gegenwart steht im Begriffe, eine zweite Synthese zu bilden, in welcher sich gleichzeitig das Heidenthum mit dem Christenthume zu einer Einheit verschmelzen soll; sie bedurfte eine weit grössere Orientirung, als der Grieche. Welchen Zweck hätte die Reproduktion der ganzen Vergangenheit, wenn nicht die Befriedigung des Bedürfnisses einer ausserordentlichen Orientirung. Wir stehen thatsächlich auf dem Punkte, ein Facit jener Bestrebungen zu ziehen; und sprechen nicht die gegenwärtigen Verwickelungen der europäischen Gesellschaft, ihre Menge ungelöster und zur Lösung mächtig drängender Fragen, endlich die Rathlosigkeit auf vielen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, ein ausserordentliches Bedürfniss aus? Der Drang derselben bekundet sich schon seit langer Zeit, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders seit Lessing; und Schiller war bekanntlich für die Idee eines organischen Gesetzes unsrer Kultur von höchster Ahnung erfüllt.

Es kommt schliesslich darauf an, das allgemeine Resultat der bisherigen Betrachtung kurz zusammen zu fassen, welches die Gegenwart für die Bestimmung ihrer ferneren Handlungsweise gewinnt; vor Allem nämlich auf die allgemeine Charakteristik des Styles oder Zieles der christlich-humanen Gesellschaft überhaupt, worauf sich die Erkenntniss unserer allgemeinen Irrthümer stützt.

Der Styl der letzten christlichen Epoche wird sich vor allen der Vergangenheit hauptsächlich dadurch unterscheiden, dass jede Form als das vollendete organische Glied einer unendlichen Kette von Gestalten erscheint. Wir werden weder der Schroffheit von Gegensätzen, welche die byzantinisch- und römisch-christliche Basilika (Kulturbasen) bilden, noch der des romanischen und mohamedanischen Domes (Kultur-Unter- und Oberkörper oder Rumpfe), eben so wenig Kolossen (Kulturjunkturen), welche die Rechte aller übrigen Formen usurpiren, begegnen, auch nicht dem Gegensatze eines dorischen und jonischen Tempels, welcher Dualismus, nur an sich vollendet, die Basis der ihm unmittelbar entspringenden Entwickelung, also auch nicht diesem unvollendeten Kulturkopfe: sondern in jeder Form

der Verschmelzung der christlichen Kulturelemente zu einer vollendeten Einheit, nach Maassgabe ihrer natürlichen — idealen und realen — Berechtigung in dem organischen Ganzen der gegenwärtigen oder dem Kopfe der christlichen (im engsten Sinne) Kultur, und auf Grund des organischen Zusammenhanges des letzteren mit der ganzen Vergangenheit (des westlichen Kulturlaufes) — auf Grund des wahren Konservatismus, welcher nicht in der absoluten Erhaltung der Ueberlieferung besteht, sondern, zumal in der Praxis, in der Fortentwickelung des Nichtvollendeten, unter der organischen Ausscheidung lebensunfähiger Gestalten oder der nur für die Zeit ihrer Entstehung geltenden, rein subjektiven Erscheinungen — nach der Analogie des menschlichen Kopfes oder in demselben Sinne, wie dieser die Reminiscenzen aller Glieder des menschlichen Organismus konservirt.

Die Gegenwart geht also der Vollendung entgegen: auf dem Wege strengster Gesetzmässigkeit, die sich nämlich immer auf die höchste Moral oder die höchste Erkenntniss der Natur basirt: durch die konsequente Unterordnung jedes persönlichen Willens unter denjenigen öffentlichen oder allgemeinen, welcher das Resultat jener Erkenntniss, in's Besondere der höchsten Erkenntniss der Schranke oder des Gesetzes ist, welches uns unser eigner Organismus setzte. Während der Grieche dieser Unterordnung nur in einem kleinen Kreise fähig war, erweitern wir diesen Kreis zu einem organischen Ganzen aller Individuen und Formen einer Gesellschaft.

Die Gegenwart that auf tektonischem Gebiete zwar den ersten entscheidenden Schritt zu diesem Ziele, durch die hohe Entwickelung des sogenannten armirten Balkens, der Synthese des gewölbten und monolithen, und wurde hierdurch zur christlich-sittlichsten Ausnutzung des Raumes befähigt, — sie that denselben auf allen Gebieten der Kunst, im Staate sowie in der Kirche, durch die Konstitution sowie durch die religiöse Toleranz etc. — allein noch konstruirt sie z. B. einen Bogenbalken, wo ein monolither dem Zwecke mit einem geringeren Aufwande genügt, noch huldigt sie mit der Konsequenz der Vergangenheit Principien, welche durch die Erfindungen der Neuzeit längst

parallelisirt wurden, kurz sie zieht willkührlich, aus Laune oder aus subjektiver Gefallsucht, ohne Bewusstsein, ohne organische Begründung oder Nothwendigkeit, Formen der Vergangenheit in den Kreis der ihrigen und usurpirt nicht nur das Recht der gegenwärtigen, sondern auch das historische der verwendeten. Zwar musste die Gegenwart zur Erkenntniss der Vergangenheit, dieselbe nicht nur theoretisch studiren, sondern auch praktisch anwenden, ja kopiren; doch die Zeit ist vorüber, wo sich hiermit jene Handlungsweise entschuldigt. Unsrer heutigen ganzen Anschauungsweise, besonders unsrer konstruktiven Potenz widerspricht im höchsten Grade z. B. ein Raum, eine Form, sowie alle ihre Glieder, welche der Mensch im 13. Jahrhundert n. Ch. erbildete, als er, von dem extremen Spiritualismus beherrscht, sich im zersetzenden Kampfe mit der ersten üppigen Blüthe eines neuen Materialismus befand. Ja diese Form setzt man mit den rationellsten Formen der Gegenwart in Verbindung. Dieselbe widerspricht uns ebenso, wie die Innungen und Zünfte und die absolute Herrschaft des Pabstthumes jener Zeit, wie die Bildung des menschlichen Kopfes als menschliches Becken. Denn der Kopf, der Sitz der Vernunft, orientirt sich und reflektirt, wie die Gegenwart über den Kulturorganismus, über den menschlichen; und wie jene Zeit die beiden christlichen Extreme, vermittelt das menschliche Becken die beiden entgegengesetzten Principien des menschlichen Organismus. Der Gegenwart widerspricht daher jede direkte Reminiscenz der Vergangenheit, wie dem Kopfe jede direkte Reminiscenz der von ihm beherrschten Glieder. Nur von dem griechischen Kulturkopfe gilt dies nicht.

Die Hauptquelle jener Irrthümer, eine sehr alte, ist die Unbestimmtheit der Begriffe: freier Wille, künstlerische Freiheit, Schönheit, Moral, derjenigen Begriffe, welche sich jedes folgende Zeitalter neu bildet, ja die sich unaufhörlich weiter bildeten, auch durch diese Betrachtung, und deren Fixirung immer unsere ganze Handlungsweise bestimmt.

Die künstlerische Freiheit ist ein Wahn, welche in den knechtischen Fesseln persönlicher Willkühr jene Schranke überschreitet; die Geschichte lehrt uns, dass sie stets ein Opfer dieser

Willkühr wurde. Sowie Gott sich selbst durch einen Organismus, das Weltall, eine Schranke setzte, deren ewige Gesetze er niemals überschritt, so wurde dem Menschen durch seinen Organismus eine solche, damit er hier der Gottheit ähnlich handeln lerne. Nur innerhalb der Schranke sind wir frei, sowie die Gottheit; nur mit dem Unterschiede: ihre Schranke ist unendlich weit. Nicht dazu wurde uns der freie Wille, um jene Schranke zu durchbrechen oder um willkührlich zu handeln, auch nicht, wie man wohl sagt: um frei sich für das Gute zu bestimmen oder um mit dem Bewusstsein des Hanges zum Bösen gut oder moralisch handeln zu können — denn, wie gezeigt werden wird, kennt die Natur diese Begriffe (gut und böse) nicht, der Zweck des freien Willens konnte daher hiermit ursprünglich in keiner Beziehung stehen — sondern er wurde uns, um die uns von unserem eignen Organismus gegebenen Mittel oder Bedingungen der Kultur frei oder selbstständig zu erkennen und zu verwenden, nämlich zu einem bestimmten Zwecke, dem Ziele unserer Kultur, von welchem der Mensch, ebenso wie von der Natur jener Mittel, nicht die geringste Kenntniss hatte.

Wenn der Mensch nicht Selbstschöpfer, also ohne absolutes Bewusstsein war, wenn er als Kind nur ein Minimum von Bewusstsein besitzt, was dem bewusstlosen Zustande fast gleich ist, wenn er ebenso wenig Thier, also, in einem nicht selbstbewussten Zustande, ewig nur von der Unfehlbarkeit des Instinktes nicht beherrscht werden sollte: so blieb ihm die Aufgabe, sich selbst vom unbewussten zum bewussten Dasein zu erheben. Zu diesem Ende musste ihm etwas Bestimmtes, ihm völlig Unbekanntes, und dieses mittelbar, d. h. der zu gehende Weg nicht ohne Weiteres [wie dem Thiere] vorgeschrieben, gegeben werden. Das Gegebene, seine eigne Natur, wurde seine Schranke, und dasselbe unter jenen Umständen zu erkennen und selbstständig zu entwickeln, zu bilden, dazu ward ihm der freie Wille. Wie gross der Spielraum innerhalb jener Schranke ist, beweist uns die Geschichte bis auf den heutigen Tag; und so oft er seine Grenzen überschreitet und so lange er sie überschreiten wird, bis er zu der völligen Erkenntniss derselben

gelangt, so ist er doch hiezu durch freie Selbstbestimmung befähigt; das heisst: er ist der höchsten Moralität fähig, das ist die freie Unterordnung seines Willens unter die Erkenntniss seiner Schranke oder die freie Anerkennung eines Gesetzes. Dieser freie Wille verträgt sich mit einer gesetzlichen oder organischen Kulturbewegung, deren Gesetz der menschliche Organismus ist.

Erst aus dieser Selbstständigkeit, welche er besitzen musste, um mehr als Thier zu sein, und deren Natur keine andere sein konnte, weil der Mensch sonst Gott, daher nur hierdurch ein organisches Glied der ganzen Natur wurde, erst aus dem Gebrauche derselben entsprangen die menschlichen Begriffe: gut und böse; diese sind eine menschliche Erfindung. Nicht die ursprüngliche Natur des Menschen, welche wir unter der Geistigkeit und der Sinnlichkeit begreifen, welche aber, wie gesagt, das eine den Geist, das andere den Stoff für sich nicht repräsentiren, vielmehr die zwei verschiedenen, völlig gleichberechtigten Theile oder Kräfte der menschlichen Natur sind, von denen weder die Sinnlichkeit sich des Geistes, noch die Geistigkeit sich der Sinnlichkeit jemals entäussert und welche der Mensch selbstständig zur Resultante des Humanismus zu vereinigen, zur absolut-humanen Einheit zu verwenden hat: diese ursprüngliche Natur des Menschen, jene Mittel, sind weder gut, noch böse; sie entsprangen der reinsten Quelle, der göttlichen. Aber unter den gegebenen Umständen war der Irrthum, und zwar während der ganzen Kulturbewegung, unvermeidlich. Denn betrachten wir die rohe, unerfahrene Kindheit; überlassen wir sie sich selbst, so entartet sie oder wird böse, weil sie immer erst beide Extreme erfahren muss. Ebenso das ganze Geschlecht in seiner Kindheit, und dieses erzog sich selbst. Der Mensch vermochte nur nach der Analyse zur Synthese zu schreiten, er musste die Extreme erschöpfen oder völlig erkennen, ehe er den richtigen, selbst erkannten und gebildeten, den goldnen Mittelweg ging. Ohne den Irrthum (dies sind die Extreme, welche allein der Mensch bildete) war eine selbstständige oder freie Entwickelung des Menschen nicht denkbar. Daher die extremen Epochen der Geschichte, daher aber auch die relativen Synthesen derselben,

daher die Erfahrungen des Menschen, welche er nur durch eine Reihe ununterbrochener Versuche gewinnen konnte. Daher gilt es, von Dankbarkeit beseelt, auf die Gestalten der Vergangenheit herabzublicken und ihre Erfahrungen organisch zu nützen; wir allein vermögen die Begriffe verschwinden zu machen, deren Erfinder wir sind; dies geschieht in dem Augenblicke der absoluten Synthese unsrer Kulturelemente, auf Grund jener Erfahrungen.

Unsere Aufgabe ist also eine erhabene, trotz der Schranken, ja nächst der göttlichen die erhabenste; der Preis, um welchen uns die Gottheit als das hilfloseste Geschöpf in die Welt setzte und uns sich selbst überliess, damit wir selbst zur absoluten Herrschaft über unser Selbst gelangen, damit wir gottähnlich würden, der höchste, welcher zu erringen ist.

Daher ist auch die Klage über die sogenannten Gräulen der Geschichte, die Verdammung ganzer Geschichtsepochen, der Kultur ganzer Völker, welche die ganze Tiefe des einen, oder des anderen Extremes zu durchmessen berufen waren, als wenn die Gottheit hätte anders handeln sollen, ein Wahn, zumal sich die stärksten Fesseln unsrer Willkühr auch mit dem geringsten Bewusstsein vereinen. Daher der Glaube auch ein Wahn, dass die Erscheinungen der Kultur sich wiederholen, der Glaube an den Rückschritt. Die Bewegung unsrer Kultur kennt weder einen Punkt der Ruhe, noch einen grösseren Rückschritt, als dieser; denn jede Reaktion ist in der menschlichen Natur begründet, eine organische Erscheinung, eine Sammlung oder Kräftigung zu einer neuen Aktion, durch einen nochmaligen Rückblick auf die Vergangenheit; und niemals verwischte sie die Aktion. Jene Bewegung ist eine organische; sie kennt, wie die ganze Natur, keinen Tod, sondern nur eine ununterbrochene Wandlung zu einer immer höheren Organisation, nach der Analogie des Menschengeschlechtes. Der Tod des Menschen ist ein ewiger Akt der ununterbrochenen und fortschreitenden organischen Verwandlung des Menschengeschlechtes, das Absterben einer Kulturform ein Akt derselben Verwandlung der ursprünglichen oder ganzen Kultur, wobei die Individualität des Menschen sowie die der einzelnen Kulturform schwindet, indem jene in der Individualität

des ganzen Geschlechtes, diese in der der ganzen Kultur aufgeht, aber immer zu dem Ende einer höheren Organisation des Ganzen. Es gilt, hiezu den grösstmöglichsten Beitrag zu liefern; aber nicht um dafür an einer anderen Stelle oder von einem Anderen, sondern nur durch sich selbst, durch das Bewusstsein jenes Beitrages, schon hier belohnt zu werden. Nur aus dieser Selbstständigkeit, ohne den Hinblick auf einen Lohn, ausser demjenigen, welcher uns durch uns selbst wird und zwar durch jenes erworbene Bewusstsein, aus dieser Selbstständigkeit, zu deren Ende uns der freie Wille wurde, fliesst die höchste Moral oder das Ziel der menschlichen Kultur, die vollendete Gottähnlichkeit, die menschliche Gottheit oder die höchste Würde innerhalb unsrer Schranken; das ist die vollendete Junktur zwischen der sogenannten rein-physischen und rein-moralischen Natur. Nur der Mensch belohnt das Gute und bestraft das Böse, eben weil er der Erfinder dieser Begriffe ist; und wahrlich, er ist nicht lässig in dem Schutze vor seinen eignen Irrthümern, weil derselbe seine Existenz bedingt.

Jene Bewegung ist aber eine ungleichförmig beschleunigte, gleich der Entwickeluug des menschlichen Organismus. Denn je älter, desto erfahrener, desto eher werden wir in jedem späteren Falle fähig, das Gleichgewicht zwischen den beiden Gewalten unsrer Natur zu gewinnen, desto schneller legen wir ein und denselben Weg zurück, auf welchem wir immer wieder zur Herrschaft über uns selbst gelangen, welche fortwährend wächst. Und entwickeln sich die Fähigkeiten des menschlichen Organismus während der Kindheit nicht am langsamsten? Da sich nun der Mensch um so schneller entwickelt und daher die Entwickelung der Kultur um so mehr beschleunigt, je früher er die gemachten Erfahrungen völlig ausnützt, so ist unter dieser Bedingung die höchste Beschleunigung der Kulturbewegung das höchste menschliche Verdienst, identisch mit der höchsten Moral, mit dem höchsten Bewusstsein, der höchsten Schönheit oder Freiheit.

Aber diese Begriffe, welche Eins sind, da es keine Schönheit ohne Moral, keine Freiheit ohne Bewusstsein, keine Schönheit

ohne Freiheit u. s. f. giebt, diese Begriffe trennte man und erging sich nothwendig in mehr oder weniger dunklen Begriffsbestimmungen. Dieselben liefen alle auf eine und dieselbe Trennung der menschlichen Natur in zwei von einander unabhängige und feindliche Theile. Wir können zwar nur durch die Analyse zur Synthese gelangen; doch in den meisten Fällen blieb man bei der ersten stehen und fabelte in Folge dessen von einem Selbstzweck des Schönen, von einer Aesthetik als von einem begriffs- und interesselosen Wohlgefallen, wobei die Existenz des Gegenstandes völlig gleichgültig sei, von einer Kunst, deren Gegenstand kein objektives oder wissenschaftliches Princip, von einer höchsten Moral, welche das Gute um des Guten willen thut oder die Pflicht um der Pflicht willen erfüllt; kurz man fabelte von Dingen ohne realen Zweck, von Dingen, ohne sich derselben bewusst zu werden, immer widersprach man dem organischen, unauflöslichen Zusammenhange des Realen und Idealen der Natur. Denn die Natur kennt Nichts ohne realen Zweck, jede Naturform befriedigt mit einem idealen ein reales Bedürfniss und ist schön, weil sie beide immer harmonisch befriedigt. Alle Organismen erfüllen einen realen Zweck, welcher mit ihrem idealen harmonirt; je höher die ideale Manifestation, desto höher die reale. Das eine sowie das andere Bedürfniss ist weder böse, noch gut, sie werden vielmehr nur dann beide böse oder erregen unser Missfallen, wenn sie von einander getrennt, sich nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermögen, und daher das eine der Uebersättigung, das andere der Verkümmerung anheimfällt. Wir retten uns vor diesen Extremen der Vergangenheit nur durch das volle Bewusstsein des realen und idealen Zweckes jeder Handlung, und durch das Bewusstsein der Nothwendigkeit oder Natürlichkeit einer Harmonie beider. Mit diesem Bewusstsein allein vermögen wir das Ziel unsrer Kultur zu erreichen, daher auch im höchsten Grade moralisch zu handeln. Wenn wir das Gute nur um des Guten willen, also Etwas seiner selbst willen thun, so erfreuen wir uns thatsächlich nicht jenes Bewusstseins; wir werden uns überhaupt nicht eines Zweckes bewusst, da wir uns von einem Selbstzweck keinen Begriff machen können, und

schweben stets zwischen jenen beiden Gefahren, trotz unseres besten Willens. So lange wir nicht beide Elemente unsrer Natur für völlig gleichberechtigt halten, um sie überall zu einem vollendeten organischen Ganzen zu verschmelzen, so lange wir meinen, das Gute fliesse nur aus der möglichsten Bekämpfung des einen unveräusserlichen Elementes unsrer Natur, welches wir für geringer achten, als das andere: so lange werden beide böse. Daher entartete auch im 12. und 13. Jahrhundert n. Ch. das eine, und im 17. und 18. Jahrhundert das andere; daher hält noch heute der Eine für gut, was der Andere für schlecht; daher noch heute die grosse Subjektivität des Geschmackes; während der Grieche, wenn auch nur in einem beschränkten Kreise, stets synthetisch handelte und daher nur von einem Geschmacke beherrscht wurde, der Dorier sowie der Jonier.

Vor Allem also die Erkenntniss unsrer eignen Natur, der Schranke, welche uns der eigne Organismus setzte, die strenge Haltung der Gesetze, die derselbe gab, dies macht uns frei, moralisch, schön, vollendet; dies führt, wie einst den Griechen auf den ersten, uns auf den zweiten Gipfel der Kultur, dies giebt uns wieder einen Styl. Sein Urbild ist der griechische — nicht um einen Staat aus bevorzugten Individuen von idealer Gleichberechtigung, neben der höchsten Verkümmerung des Staatsanrechtes von Heloten und der Frauen, nicht um einen griechischen Tempel neben einem griechischen Wohnhaus zu erbilden, nicht um den natürlichen Konsequenzen einer vollendeten, aber wie die griechische beschränkten, Gesellschaft zu folgen, welche (wie der stärkere Stengel des Unterschenkels allen folgenden Stengelbildungen) frühzeitig als Vorbild allen folgenden Gesellschaften dienen sollte, zu einer Zeit, wo noch nicht alle Individuen einer Gesellschaft einer Vollendung fähig, welche somit durch den Ausschluss jener grossen Menge (das kulturhistorische Wadenbein) bedingt war: sondern um das Grundprincip der Vollendung, die Harmonie der Elemente unsrer Kultur, auf alle Glieder einer Staatsgesellschaft zu übertragen, zu dem Ende einer realen Gleichheit derselben. Mit derselben Konsequenz, mit welcher der Grieche nur neben einem niedrigsten im Tempel

einen höchsten Organismus und hier die Harmonie eines höchsten realen Bedürfnisses mit einem höchsten idealen schuf, mit derselben Konsequenz haben wir in jedem zwischen jenen beiden liegenden Falle nach dieser Harmonie zu streben, eine vollendete Einheit zu schaffen, mit derselben Konsequenz haben wir das Bedürfniss der Kirche und das der Scheuer, des ersten und letzten Staatsgliedes, im harmonischen Verhältniss zu allen übrigen mit dem jedem entsprechenden geistigen und stofflichen Aufwande zu befriedigen.

Dies ist die Bedeutung des Griechen; wir entbehren so lange des letzten Schlüssels zu unsrer eignen Erkenntniss, so lange wir ihn, den Humanisten, als Repräsentanten sinnlicher Plastik dem extremen Spiritualismus des sogenannten Mittelalters ebenbürtig gegenüberstellen, so lange wir im Christenthum ein ideales Uebergewicht erkennen, als ob das Ziel der christlichen Kultur eine sogenannte überirdische Idealität, eine Ueberwindung der Empfindung durch die Reflexion, also keine Harmonie zwischen Denken und Empfinden sei, zu welcher sich der Heide erhob. Nein, der Christ analysirte, wie der Heide, zu dem Ende dieser Harmonie, realisirt aber dieselbe oder macht jedes Glied einer ganzen Staatsgesellschaft derselben theilhaftig. Das ist der Styl der Gegenwart im Gegensatz zum Heidenthume; er erfüllt den Ausspruch Christi: Es wird ein Hirt und eine Heerde werden.

mit dem Ausspruch Christi: Es wird ein Hirt und eine Herde
der Sitz der Gegenwart im Gegensatz zum Heidentume: er er-
eitet gegen Einzelgesellschaft verteilen theilhaftig. Das ist
liegt Harmonie, verlangt aber dieselbe oder musst jedes Glied
ertod Kein der Christ musikzeitig wie der Heide zu dem Ende
zeben Denken und Empfinden sei zu wendet sich der Heide
der Empfindung durch die Reflexion also keine Harmonie zwi-
Kultur eine sogenannte theoretische Identität eine Uebereinstimmung
idealen Uebereinkunft erkennen als ob das Ziel der christlichen
exemplarig gegenüberstellen so lange wir im Christentum ein
Prinzip dem extremen Spiritualismus des sogenannten Mittelalters
lange wir ihn den Humanisten als Repräsentanten einseitiger
lange das festen Schlüssel zu unserer eigenen Extremitäten so
:Dies ist die Bedeutung des Christen wir entdecken so
wende zu betrachten
mit dem jetzigen entsprechenden geistigen und stofflichen Ver-
ten Grundsatz, mit der Schonung des ersten und letz-
Bedürfnisse der Kirche und das der Schonung des ersten und letz-
Einheit zu sagen, mit gewissen Konsequenz leben wir als
liegenden Teile über einer Harmonie zu stehen, eine vollendete
selben Konsequenz leben wir in jenen verlassen jenen beiden
ersten Bedürfnisses mit einem tiefen jetzt, mit der-
einen tiefen Organismus und hier die Harmonie eines tiefen

Drittes Kapitel.

Der Organismus der tektonischen Form.

Dritter Abschnitt.

Der Organismus der funktionirenden Form.

Sowie sich die ganze menschliche Kultur und ihre Glieder als vernünftig aufgerichtete Organismen charakterisiren, welche sich aus parallelen und pyramidalen Gegensätzen zusammensetzen, die selbst wiederum aus solchen bestehen, ebenso alle tektonischen Gestalten oder jeder Bau, welche gleichfalls eine zusammenhängende Reihe von Organismen bilden, die einem Embryo entsprang.

Das specielle Bildungsgesetz des menschlichen Organismus wurde bereits angedeutet. Da nun das Grundwesen jedes natürlichen Organismus aus der Verbindung seiner speciellsten Gegensätze, aus der Einheit der Kernform und Hülle jedes organischen Gliedes, entspringt, da vor allen die Entwickelungsstufe dieser, der Einheit an sich am nächsten stehenden und sie daher zunächst repräsentirenden Einheit den Bildungsgrad des Organismus oder seine Sittlichkeit dokumentirt, so kommt es zunächst auf die Erkenntniss des Wesens dieser Einheit an, um den Entwickelungsgang der geschichtlichen Formen zu verfolgen und einzusehen.

Je weiter der Mensch in jener Erkenntniss vorschritt, desto vollendeter oder sittlicher bildete er. Der Grieche erstieg die erste Hauptstufe derselben, indem er vollendete Einheiten an sich, oder aus Kernform und Hülle, aber ohne Rücksicht auf alle Formen, schuf. Die Gegenwart erkannte die göttliche Berechtigung jedes Individuums zu einer vollendeten Einheit an sich, nämlich je nach dem Grade ihrer Manifestation; sie strebt daher nach der Harmonie jener Gegensätze in jeder Form.

In jedem natürlichen Organismus oder jeder göttlichen Handlung nämlich ergänzen sich Kernform und Hülle zu einem untrennbaren Ganzen von gleicher Berechtigung in jedem der beiden Theile, wenn er gedeihen oder höchst-sittlich oder natürlich leben soll, während der Kern vornehmlich den realen, die Hülle den idealen Zweck der Form erfüllt. Und wir finden daher in der Natur weder einen Kern ohne eine Hülle, noch eine Hülle ohne einen Kern, während immer jene diesem konform ist oder das ganze Wesen desselben ausspricht, nicht mehr und nicht weniger. Hiernach ist heute eine menschliche Handlung oder eine Kunstform vollendet sittlich, wenn sie nicht einen Kern ohne Hülle [das ist die Dekoration oder die ideale Ausrüstung des realen oder mechanischen Kernes], eben so wenig eine Hülle ohne einen Kern, und wenn sich der Kern nach natürlichen Gesetzen gebildet und immer in der Hülle zeigt, welche sein mechanisches Wesen, das ist die Funktion des baulichen Gliedes, und den der Form entsprechenden Grad der Sittlichkeit allgemein verständlich oder nach der Analogie der Natur ausspricht.

Nicht immer handelte der Mensch so sittlich, immer aber sittlich. Denn wir denken uns, wie die Natur, z. B. den Stengel und bilden ihn in seiner Kernform nach der Analogie oder nach Maassgabe des Materiales; wir umgeben oder umhüllen ihn stets mit einer Hülle, deren Idee ebenso von der Natur entlehnt ist. Wir nehmen z. B. den rohen Baumstamm, behauen ihn entweder, oder glätten, oder furchen (kannelüren) ihn; wir nehmen die rohen Laute der Natur und modeln sie zu einem Satz von verschiedenster Form. Der rohe, oben und unten horizontal abgeschnittene Baumstamm stützt schon eine Decke, doch wir hüllen ihn stets in eine bestimmte Hülle, schon wenn wir ihn mit der Axt behauen. Schon der roheste Naturlaut drückt eine bestimmte Idee aus, doch wir modeln ihn stets, auch nach der Analogie der Natur. Kurz wir gehen während unsrer ganzen Formenweise unmittelbar an der Hand der Natur, weil wir faktisch keinen Kern ohne Hülle und umgekehrt bilden.

Allein die Kunstform unterscheidet sich von der Naturform wie folgt: Nennen wir das Leben der letzteren durch die Hülle

das vorwiegend-ideale, insofern diese von dem Kerne getragen wird, ihr Leben durch den Kern das vorwiegend-reale, insofern dieser stets trägt: so ist die reale Existenz der Kunstform allein von dem Kerne bedingt, während die Hülle derselben einen rein-idealen Zweck hat. Einen ebenso idealen Zweck haben die Junkturen, die Glieder, welche sich zwischen zwei zu vermittelnde Gegensätze fügen, ebenso die Bänder innerhalb der Hülle, welche diese an den organischen Kern anfügen. Denn der natürliche Organismus vermag ohne die Hülle auch nicht real zu leben, der künstlerische nur nicht ideal; und jener ist beweglich und saftig, dieser nicht. Dennoch entbehrte die Kunstform weder die Hülle, noch die Junktur, noch das Band jemals; letztere beiden nur im unentwickelten Organismus. Aber sie bildete sie, je nach der Erkenntniss der Natur durch den Menschen, unendlich verschieden, aus obigen Gründen. Je weniger der Mensch nämlich das Bildungsgesetz der Natur erkannte, desto willkührlicher handelte er an einer Stelle, wo es ihm gestattet war, wo der natürliche Zwang ihn nicht in dem Grade beherrschte, wie bei der Bildung der Kernform; auch missverstand er sehr oft diejenigen Ueberlieferungen, welche er zu seiner Form stets bedurfte, welche aber vollendet oder nach der Analogie der Natur gebildet waren. Er fügte daher oft eine blosse Säulenhülle, welche der Grieche vollendet gedacht und geformt, an eine Wand, oder setzte eine Säule an eine Stelle, wo sie nicht ihr ganzes Wesen — das Ringsumsich-Raumöffnende und das Decketragende — ausdrückt, z. B. an die Stirn einer Wand oder in eine Wand, oder einen höchst organisirten Säulenstengel innerhalb eines niedriger organisirten Bauorganismus, und umgekehrt. Der Mensch bildete also nicht immer sittliche Formen im obigen Sinne; auch besass er nicht immer das sittliche Bedürfniss des Griechen.

Aus dem Unterschiede zwischen Natur- und Kunstform folgt aber schliesslich ein sehr wesentliches Bildungsmoment der letzteren. Hier nämlich darf die Hülle, die Junktur und das Band, niemals tragen, sondern sie müssen stets völlig entlastet sein; und dies geschieht wiederum nach der Analogie der Natur —

durch Skamillen, wenn die Form den höchsten Grad der Monumentalität erreichen soll.

Aus diesem Grundwesen der Kunstform folgt, dass es nur künstlerische Organismen von unendlicher Verschiedenheit nach der Analogie der Natur, dass es nur einerlei Art von menschlichen Handlungen oder Formen giebt, und daher weder eine privilegirte Kunstform neben einer sogenannten Handwerksform, noch weniger eine sogenannte dekorative neben einer mechanischen, welche unabhängig von einander sind.

a. **Der Unterbau** oder Unterkörper des Baues. Derselbe besteht in seiner Kernform aus tragenden und getragenen, also aus pyramidalen Gliedern, und jedes derselben aus neben einander stehenden (liegenden) oder parallelen Gegensätzen (Gliedern), endlich aus Junkturen zwischen jenen, gleich dem menschlichen Beingestell, und wie dieses von untergeordnetster Organisation. Die Pyramide und der griechische Plinthos [die Krypta] bilden stets eine Cella, wie der menschliche Unterkörper, aber mit vorwiegend pyramidalen Gliedern in Stütze und Decke; auch die Oberschenkel der Beine laufen pyramidalisch oder in einer Spitze zusammen, wie die Ueberkragungen der Decke in der heidnischen Krypta, nach vorangegangener Parallelität der Stützen, resp. der Unterschenkel. Der Römer konservirte theils diese Form, theils entwickelte er sie zur Vorform der christlichen Krypta, durch den Keilstein, den integrirenden Theil der vierseitigen Pyramide sowie des vierseitigen Parallelepipedums. Die Krypta erhöhte sich, wurde weiter und parallelepipedischer, bis sie im Christenthum zum Stockwerksbau, endlich zur Individualisirung jedes einzelnen Stockwerks durch ein Podium, das römische, führte. Das sogenannte Fensterbrüstungs-Gesimse der Gegenwart ist eine extreme Reminiscenz dieser Vergangenheit und wird sich einst nur mit der Ausdehnung innerhalb der Fensteröffnung begnügen, um eine humane Form zu werden, während jeder Bau der Gegenwart einen Keller oder Unterbau (Fundament) zeigt.

Die äussere Hülle des griechischen Unterbaues ist ein Plinthos, die sogenannte zweite Stufe, thatsächlich aber die humane Reminiscenz des alten, stufenförmig aufgeführten Pyramidenbaues.

Ringsum laufende Stufen dienten nur zum Ersteigen (schon bei der Ausführung) einer Höhe, wie z. B. die der kolossalen Pyramiden Asiens, auf deren Spitze die Cella stand. Der humane Grieche kannte dieses extreme Bedürfniss nicht, weil seine Krypta eine ebenso human-beschränkte Form war, wie der eigentliche Sitz des Gottes, und diesen auf wenigen Stufen vor der Eingangsseite zu ersteigen vermochte. Daher ist die sogenannte erste Stufe, der unterste Abakus, der Fuss, und der oberste: die Junktur des Unterbaues mit dem Oberbau — das Becken.

Der Fuss schliesst sich innig an den gewachsenen Boden und befindet sich über demselben, nach der Analogie des menschlichen. In seinem hinteren, stützenden Theile, der Wurzel, bildet er sich, nach der Analogie der menschlichen Fusswurzel, welche konform dem folgenden Beingestell, konform dem Plinthos; beide Wurzeln treten ringsum vor den Unterbau. In seinem vorderen Theile, der Freitreppe, welche am Tempel aus in jene Abaken eingelegten Treppenstufen bestand, ist er analog dem menschlichen Mittelfusse nebst Zehen, in so fern er, wie diese die Bewegung des Unterkörpers beherrschen, dieselbe über den Unterbau vermittelt oder gestattet.

Das Becken, auch ein parallelepipedischer Abakus, ist konform dem Plinthos, wie das menschliche dem Beingestell. Durch seine Ausdehnung aber — den Rücksprung oder die Zusammenziehung, damit der Oberbau auf einem sich unter ihm verbreitenden Unterbau sicher ruhe —, welche das Planschema des Oberbaues scharf begrenzt und dieses selbst auf seiner Oberfläche trägt, indicirt es, nach der Analogie der mittleren Zusammenziehung des menschlichen Beckens mit einem Planschema, den Oberbau.

Die tektonische Junktur vermittelt ruhende und unverrückbare Glieder mit einander, die natürliche bewegliche; dennoch erbildet sie sich nach dem Grundbegriffe einer organischen Junktur, da auch sie einen Gegenstand abdeckt, damit ein folgender hierauf Existenz gewinne, und sich daher auch immer zwischen zwei Glieder einfügt. Das allgemein bekannteste oder wahrste und daher sittlichste Symbol eines sicheren Auflagers ist nun die

Platte (Tischplatte). Aber eine Tafel von beliebiger Ausdehnung in ihren Flächen, soweit dieselben im Baue sichtbar sind, indicirt noch nicht erschöpfend die Zusammengehörigkeit der zu jungirenden Glieder; sie muss vielmehr, wenn dies geschehen soll, dort eine beiden Gliedern konforme Gestalt zur Schau tragen; sie muss in's Besondere das folgende Glied mit seinem speciellen Charakteristikon vorherverkünden, während das untere vorhandene bereits bekannt und dieses nicht bedarf. Am Becken ist besonders die Oberfläche sichtbar, und da hieraus die Glieder des Oberbaues entspringen, trägt es auch die speciellen Indicien derselben. Dieses Indicium am Fusse für die Folge des Plinthos ist der Vorsprung des Fusses, während dieser als rechtwinkeliges Parallelepipedum den Plinthos allgemein indicirt.

Der Grieche spiritualisirte durch die Einheit und Kleinheit seines Plinthus die extreme Reminiscenz der Vergangenheit im höchsten Grade, denn er war Idealist als Humanist. Daher zeigt der Plinthos das Minimum einer Individualität oder einen niederen Organismus, welcher der Kernform völlig entsprach.

Das römische Podium, äusserlich auch ein Plinthos, aber höher, individualisirt sich auch höher. Entsprechend der entwickelteren Kernform symbolisirte der Römer einen vollständigeren Organismus: einen höheren Plinthos mit einem verhältnissmässigeren Fusse, der sich ihm durch einen Torus (Band) verknüpft, und mit einer sehr entwickelten Freitreppe: einen Kopf, welcher sich im Konflikt mit dem folgenden Deckensaume der Krypta charakterisirt (nach der Analogie der Endigung jedes organischen Stengels, deren realste das vom Winddruck belastete Blatt) und dem Plinthos wiederum als das ihm angehörige Attribut verknüpft ist: einen unteren Theil der Junktur, welcher als Deckensaum der Krypta ringsum vortritt und diese schützend abdeckt, wie der Untertheil des menschlichen Beckens: endlich einen oberen aufgerichteten und die Aufnahme eines Folgenden symbolisirenden Theil, in Form einer freiendenden Bekrönung (eines Kopfes, Blattes), die aber dem Untertheil, nicht als freie Endigung des ganzen Baues verknüpft, sondern nur als die eines Haupttheiles ohne Verknüpfung aufgesetzt ist. Der Unterbau ist

zu einer freien Endigung berechtigt, diese ist aber wegen der Folge des Oberbaues bedingt; daher kann sie auch nicht, als alleiniges Attribut des Unterbaues, diesem verknüpft erscheinen, sondern bezieht sich durch den Mangel der Verknüpfung nothwendig auf die Folge. Diese Krone endet, sowie der Obertheil des menschlichen Beckens den Unterkörper, welcher auch ohne Weiteres auf dem Untertheil sitzt und die Form eines aufgerichteten Blattes zeigt, den Unterbau bedingt und heisst Lysis, da sie eine entschiedene Trennung oder Verschiedenheit von Gliedern ausspricht. Ihre Idee ist übrigens eine griechische, welche der Jonier mit dem Organismus seiner Decke gab, wo wir ihr wieder begegnen. Der Römer individualisirte durch sie den Unterbau, ebenso die christlichen Epochen; sie blieb als eine vollendete oder griechische Form, welche durch das Gewölbe keine Modifikation erlitt, für alle Zeiten gültig. In der Moschee finden wir sie besonders häufig als Junktur der Stütze mit dem Bogen; in der Spitzbogen-Kathedrale charakterisirt sie das schematische Aufeinandersetzen der baulichen Glieder, nach der Analogie des Lehns- und Mönchswesens; die vierte Epoche zeigt sie auf der Stütze und dem Podium der Stockwerke etc.; die Gegenwart wiederholt sie, wenn auch noch nicht mit dem ganzen Verständnisse.

Der Unterbau zeigt also bei seiner Einfachheit im griechischen Baue, sowie bei seinen gewaltigen Dimensionen während der ersten christlichen Epochen immer zwei verschiedene Glieder nebst Junkturen, nach der Analogie des menschlichen Beingestelles, obwohl das ursprüngliche Analogon des Plinthus der eingliedrige Pflanzenstengel lieferte, und der Gliederbau im heidnischen Unterbaue ein sehr unentwickelter war; ferner einen Fuss und eine Junktur mit dem Oberbau, nach der Analogie des menschlichen Fusses und Beckens, wenn auch wiederum die heidnische Form noch sehr unentwickelt war.

b. **Der Oberbau** besteht nach der Analogie des menschlichen Oberkörpers aus zwei sich sehr scharf von einander unterscheidenden Gliedern, aus Stützen und einer Raum- nebst Schützedecke von ausgeprägtester Individualität. Der Organismus des

Unterbaues gliederte sich nie so reich, wie der des Oberbaues, ebenso das menschliche Beingestell nie so reich, wie der Oberkörper. Sowie sich der Unterbau ursprünglich nach der Analogie der Pflanze, organisirt sich der Oberbau ursprünglich nach der Analogie des Thieres; doch auch dieser ist niemals bloss Thier, sondern immer menschlich gebildet. Die Vielheit der Stützen ist zwar der thierischen analog, auch ihre organische Einheit, welche, nach der Analogie des Rückgrates, der Rippen und des Brustbeines, aus Säule, Wand und Ante bestehen; zwar korrespondiren ferner der thierische Rückgrat etc. und dessen Verhüllung, die Haut, mit dem graden und gebogenen Stützen- und Deckenbalken und den Deckenplatten und Kappen: dennoch erbildeten sich die baulichen Glieder nach der Analogie der freitragenden und aufgerichteten des menschlichen Oberkörpers, der Arme, des Schlüsselbeines, des Halses und des Kopfes, welche ein, von der sich aufrichtenden und die Aeste freitragenden Pflanze, parallelisirter thierischer oder ein vom Thiere parallelisirter pflanzlicher Komplex sind, und jungiren sich, wie die menschlichen mit den Stützen durch Schulterblätter, mit ihren Stützen durch die Abaken. Der thierische Oberkörper kennt vor Allem keine aufgerichteten Stützen, er wird selbst nur von solchen getragen, und seine Glieder tragen nur, wie die Balken oder Rippen des Baues; er kennt kein Triglyphon, keinen Zophoros, oder Kämpfer, kein innerhalb der Decke stützendes Glied, kurz keinen aufgerichteten menschlichen Hals, und endlich eben so wenig einen aufgerichteten Kopf, welcher, wie die Decke mit dem Geison (Deckensaum) rings um den Bau, rings um die menschliche Figur vorspringt und sie schützt oder abdeckt. Schliesslich verbindet sich die Raumdecke des thierischen Oberkörpers mit einer Schutzdecke, den Haaren, welche gleich den Rinnen des Daches den Niederschlag ableiten und überhaupt die Raumdecke schützen; der Mensch aber sowie seine Kunstform trägt sie eigentlich nur auf dem Scheitel des Ganzen. Und der christliche Oberbau organisirte sich wieder höher, als der heidnische nach der Analogie des Menschen, indem er die Stütze parallelepipedischer, gleich der Wirbelsäule des Menschen, und

indem er die Balken und ihr verhüllendes Kontinuum pyramidaler oder wie die Wölbung des Kopfes bildete.

I. Die Stütze.

1. Der Stengel und Kopf der Stütze. Die Säule ist die Urform der Stütze, nach der Analogie des Pflanzenstengels in allen natürlichen Organismen. Die Idee des letzteren aber übertrug sich in dem spirituellen Oberbau weit vollständiger auf die Stütze, als im realen oder tragenden Unterbau.

Das beschränkte Parallelepipedum auf der Spitze des altasiatischen Stufenbaues war einer hohen Entwickelung unfähig, um so fähiger das ägyptische, welches sich zu ebener Erde nach Belieben auszudehnen vermochte.

Die ägyptische Säule lässt uns die Uebertragung des natürlichen Stengels auf die Stütze am deutlichsten erkennen. Bei dem Mangel an starken Baumstengeln konstruirte der Aegypter starke Stützen aus mehren dünnen Stengeln; er band Lotosstengel, die einheimischen Aegyptens, mit natürlichen Gurten, biegsamen Stengeln, Bastbändern etc., zu einem Bündel zusammen; z. B. die Säule im älteren Theile des Tempels zu Luxor giebt uns ein Bild von der ursprünglichen Form der Säule, die später in Stein übertragen wurde; daher die glatten, nicht gefurchten oder niedrig organisirten Pflanzenschäfte und die pyramidale Gestalt der Säule. Der unwillkührliche sittliche Trieb des Menschen zur Nachahmung, ferner das tiefe Studium des Aegypters, zumal auf dem Gebiete der Mathematik, welches ihn frühzeitig zum Bewusstsein des Konfliktes zwischen Stütze und Decke gelangen liess, führte ihn nothwendig auch zur Uebertragung der Endigungen des Lotosstengels auf die Säule. Weder der spirituelle ägyptische, noch dorische Stengel zeigt einen unteren und oberen Anlauf, dagegen eine um so mächtigere Blattkrone, während der reale jonische bei starken Anläufen ein kleineres und sehr plastisches Kymation trägt. Der ägyptische Stengel endigte mit einer geschlossenen Blattkrone oder Blüthe, mit einer Knospe, dessen schwellende Kraft gegen das Gebälk anstieg. Dieser spiritualistische Gedanke gelangte nicht zu dem

befriedigenden plastischen Ausdrucke des Konfliktes, wie der griechische: die Idee des überschlagenden Blattes, welcher sich der Aegypter in dem sogenannten Kelchkapitäl im grossen Tempel zu Karnak annäherte, als sich auch der Stengel durch eine weniger pyramidale Gestalt, durch einen Kannelürenmantel, am Ende der ägyptischen Glanzepoche, charakterisirte.

Der griechische Säulenstengel ist immer eine Stengeleinheit: ein steiler, abgestumpfter Kegel, eingehüllt in einen Kannelürenmantel nach der Analogie des vollendeten Baumorganismus, einer Dolde, welche durch die scharf ausgeprägten Furchen ihrer Rinde den lebensthätigen und aufstrebenden Charakter des Baumstengels zum lebhaftesten oder sittlichsten Ausdruck bringt. Der Grieche vollendete den Stengel nach der Analogie des menschlichen durch ein Skamillum an der untersten Säulentrommel und durch ein solches an der obersten, welche mit dem Kapitäl aus einem Stücke gearbeitet war. Beide Trommeln wurden mit ausgearbeitetem Kannelürenmantel versetzt und dienten nach der Aufstellung der ganzen Säule als Lehren für die Ausführung des übrigen Mantels; sie bedurften daher schon deshalb einer Vorkehrung, welche das Abspringen der feinen Symbole beim Versetzen verhüteten. Während sich der Stengel im dorischen Tempel stark verjüngte und sich dieses Mittels für seine Stabilität bediente, verlegte der jonische bei einer grösseren Höhe den Schwerpunkt durch eine Anschwellung (Entasis) in der unteren Hälfte nach der entsprechenden Tiefe. Das dorische Kyma war ein mächtigeres, als das jonische, weil die dorische Säule, wie wir später erfahren, die ganze Decke trug, die jonische aber nur das Epistyl derselben. Daher fügte sich das erstere durch einen starken Gurt, einen mehrfach umgelegten Reifen oder eine Spira an den Säulenstamm, das letztere durch ein zarteres Band, ein Astragal.

Der attische und korinthische Stengel waren jonische; das korinthische Kyma aber das sogenannte leichte oder Balkenkyma, welches wir im dorischen Tempel wiederfinden werden und welches den Konflikt eines selbstständigen oder vollberechtigten Gliedes mit einem anderen nicht ausdrückte, weil seine Blattspitzen nicht bis zur Wurzel des Blattes, sondern nur zum Theil

überfielen; das attische bildete sich analog dem jonischen. Das korinthische Kyma ist höchstwahrscheinlich nicht für das Auflager eines schweren Gebälkes, sondern leichter Gegenstände, leichter Gebälke bei choragischen und anderen, tempelartigen Monumenten, besonders aber von Dreifüssen etc. koncipirt worden, und seine reale, belebte Gestalt, der Akanthus, verräth jonischen Einfluss. Der attische Stengel zeichnet sich durch eine besondere Eigenthümlichkeit aus, die Anthemion-Tänia, den sogenannten Hals, welche sich von der Ante übertrug.

Die Wand nämlich, der Gegensatz der Säule, da jene den Raum verhüllt, diese aber öffnet und zwar bis zum Epistyl, verlangte eine Junktur mit der Säule, welche der Grieche in der Ante schuf. Die Wand ist ein aus Plinthen oder Abaken zusammengesetztes und in der Oberfläche ein geglättetes Kontinuum, nach der Analogie der menschlichen Haut oder eines Tuches, welches der Dorier sich zwischen Unterbau, Epistyl und den dasselbe tragenden Stützen nach derselben Analogie ausgespannt dachte und ursprünglich ausgespannt hatte. Als der Grieche eine Cella aus vier steinernen Wänden baute, und das Epistyl von der Säule, dem ursprünglichen baulichen Gliede, rechtwinkelig auf die Wand überging, bedurfte es eines vermittelnden Auflagers auf derselben, welche ursprünglich nur ein verhüllendes Kontinuum war. Die organische Vermittelung des Säulen- und Wand-Auflagers geschah durch eine der Säule und Wand konforme Stütze, durch einen mit der Wand verbundenen, wie dieselbe konstruirten und dekorirten, aber von ihr abhebenden oder vorspringenden Pfeiler, mit dem Charakter der Aufrichtung und des Konfliktes. Durch den Vorsprung marquirt sich die Endigung oder Verstärkung der Wand, wo sie das Epistyl aufnimmt, also die Stütze, welche gleich der Wand einen geglätteten Schaft, an seinem oberen Ende eine um den Schaft gelegte Binde oder Tänia mit aufgerichteten Aethomienblättern, zum Zeichen ihrer Verwandtschaft mit der Säule, dem aufgerichteten Gliede, zeigt, somit als einen von der Wand abhängigen Stengel charakterisirt ist, welcher das der Kanneliire synonyme Merkmal der

Aufrichtung zur Schau trägt und durch einen theilweise überschlagenden Kopf den unselbstständigen Konflikt ausprägt.

Die Tänia des attischen Säulenstengels ist daher neben der Kannelüre ein Pleonasmus, denn letztere charakterisirt die Aufrichtung des Säulenstengels völlig erschöpfend. Dennoch wird sie als eine nothwendige Uebergangsform zum christlichen Organismus erkannt, da die römische Säule schon, später die christliche, ein von der Wand und dem Pfeiler beherrschtes Glied wurde und diese ihre Abhängigkeit andeuten musste. Zwischen den Säulen des griechischen Tempels drängte sich keine Menschenmenge, wie in der römischen Basilika und in der christlichen Kirche. Hier lief der zarte Organismus der Kannelüre Gefahr und blieb weg; ausserdem hatte man im üppigen Rom nicht, noch weniger während der ersten Christenheit die Mittel und die künstlerische Musse, einen so entwickelten Organismus, wie den griechischen Stengel, zu erbilden. Daher begegnen wir der kannelürten Säule in Rom und während der ersten christlichen Epochen, besonders hier sehr selten, eben so wenig der Tänia der Ante; viel häufiger dagegen in der vierten Epoche, wo sich der Mensch zwar extrem individualisirte, aber deren kleiner Maassstab in den Villen besonders weit eher einen höheren Organismus gestattete, als die gewaltigen Basiliken zu Rom und die Riesendome der ersten Epochen. Bemerkenswerth ist der Säulen-Dualismus der ersten christlichen Kirchen, der byzantinischen Basilika, welchen sich der Mohamedaner aneignete und der in den spiritualistischen Komplexformen einen sehr schroffen Gegensatz zu dem kolossalen Pfeiler des abendländischen Domes bildete. Der Säulenstengel der Gegenwart organisirt sich im höchsten Grade verschiedenartig, je nach dem Orte seiner überaus individuellen Verwendung und je nach dem sittlichen Bedürfnisse des Bildners. Bald finden wir ihn vollendet oder jonisch, welcher mit dem attischen zusammenfällt; bald korinthisch, dessen reales Kyma und Junktur mit der Decke, welche letztere Form später betrachtet wird, besondere Veranlassung hiezu giebt; bald dorisch; bald in der Gestalt der ersteren und letzteren christlichen Epochen, oder der römischen Form.

Kurz der Charakter der Gegenwart spricht sich auch hier, wie in der Wiederholung aller übrigen Formen der Vergangenheit, als ein sich auf dem ganzen Gebiete der Geschichte orientirender aus, um nach völliger Erkenntniss der brauchbaren Resultate zu wählen.

Im Allgemeinen wird auf den prägnanten Ausdruck aufmerksam gemacht, den die herrschenden Weltanschauungen jederzeit in der Gestalt des Säulenstengels fanden, mit Rücksicht auf ihre Kernform und ihre Hülle. Je statisch richtiger der Säulenstengel konstruirt wurde, desto näher trat er durch die äussere Hülle dem natürlichen Organismus. Der jonische Stengel war vollendet in seiner Kernform, daher auch in seiner Hülle. Der Stengel der ersten christlichen Epochen stand auf der ersten Stufe der christlichen Kultur und prägte diese Thatsache durch seine cylindrische und namentlich dünne, der aufgelegten Last nicht den uns sittlich befriedigenden Widerstand leistende, Kernform ebenso aus, wie durch die rohe Hülle, welche selbst in den meisten Fällen die Fugen der einzelnen Säulentrommeln sehen liess, weil eben die Technik derselben eine untergeordnete war. Der Stengel der vierten Epoche dagegen trägt oft eine geringere Last, als er seinem Querschnitte und seiner Entasis nach zu tragen fähig ist, daher seine üppige Hülle, welche sich nicht mit den Kanneluren und dem Kyma begnügte, sondern den Stengel in vielfache und verschieden dekorirte Theile zerschnitt und Kymatien häufte. Und der mannigfache Widerstreit der Anschauungen, welcher die Gegenwart beherrscht, spricht sich aus in jenen Variationen des Stengels, von denen jede das specielle Resultat der Orientirung des Einzelnen, das ist die Quelle seiner Weltanschauung, wiedergiebt.

An der Stelle des Kymations wählte der Mensch auch die thierische Endigung, um den Kopf des tektonischen Gliedes zu symbolisiren, wie z. B. am Kapitäl zu Denderah und an den Relief-Portiken der Königsgräber zu Persepolis; allein nur die extremen Epochen weisen Beispiele hievon auf, sowie von der Uebertragung des ganzen thierischen oder menschlichen Körpers auf den Stengel der Säule. Der Dorier und der Jonier bedienten sich

nur der Analogie des Stengels für den Organismus der Stütze, als der sittlichen, weil sie menschlich ist, nicht allein weil das Thier nicht, noch weniger der Mensch zum Tragen eines Gebälkes geschaffen, sondern auch weil im Baue weder das Ende der Säule analog mit dem thierischen Kopfe, noch ihr Stengel analog dem Thiere ist. Der Grieche überliefert uns ein Beispiel jener Handlungsweise an dem kleinen Tempel der Pandrosus, dasselbe stammt aber aus der Zeit der attischen Komplexform, wo bereits die Strenge des ursprünglichen griechischen Gedankens verloren gegangen war. Der Römer dagegen und der Christ bildeten Atlanten und Karyatiden nicht selten, und auch die Gegenwart bewahrt diese Reminiscenzen der Antike.

Von dem Stengel der Wand und der Ante war bereits gesprochen. Die jonische Wand trug das Epistyl realistisch, und organisirte sich daher als realer Stengel, wahrscheinlich wie die Ante und im Gegensatz zur dorischen Wand.

Da im griechischen Tempel die Säule die Wand beherrschte, im christlichen Bau aber die Wand die Säule, und da dort im Aeusseren, hier im Innern, so musste die Säule aus der Umgebung der Cella in das Innere derselben treten, welchen Weg sie nur durch die griechische resp. römische Wand fand. In der That trat die Säule in die attische und korinthische Wand, bildete hier den Pseudoperipteros und veranlasste die Bildung der Pfeilerwand, ein Glied, welches in den christlichen Epochen eine ausserordentliche, ja die Hauptrolle spielen sollte. Wiederum offenbart sich eine Uebergangsform (der Pseudoperipteros) als nothwendige Junktur zwischen zwei Organismen, so wenig nachahmungswürdig sie an sich ist; wiederum beweist sich die Einheit der heidnischen und christlichen Form. Denn der reale Druck des Gewölbes gestattete die ideale Auffassung der dorischen Wand eben so wenig, als die Säule dem Gewölbe ein Widerlager bietet, wenn der Schub desselben nicht durch den gleichen Gegendruck aufgehoben wird; und die korinthische Pfeilerwand beherrschte den Organismus der ganzen christlichen Form bis auf den heutigen Tag. Dennoch begegnen wir der dorischen Wand in den ersten christlichen Epochen, als Ver-

hüllung der Bogenarkaden des abendländischen und morgenländischen Baues, neben der selteneren jonischen resp. korinthischen tragenden Wand, wenn auch wiederum in beiden Fällen auf der niedrigsten Stufe ihrer christlichen Entwickelung: im romanischen Dome als schlichtes, einfaches Tuch, oder mit verkümmerten Symbolen des Konfliktes, in der Moschee als glitzernden Teppich, oder im verkümmerten realen Gewande, welches sowie jenes der unentwickelten Technik der Wand oder ihrer Kernform völlig entsprach. Denn der Römer hatte wiederum beide Formen, die ideale und reale griechische Wand konservirt und in die Vorform der christlichen umgewandelt, die nicht ein vollendetes Ideal, wie das griechische, sondern ein Ideal einhüllte, welches sich in dem Anfangsstadium seiner Entwickelung befand, die also weder so dicht gefügt in ihrer Kernform, noch in ihrer Hülle dem natürlichen so nahe trat oder das Wesen desselben durch ihre völlig glatte und kontinuirliche Aussenfläche wiederspiegelte, wie die griechische.

Die Wand der Spitzbogen-Kathedrale ist der Komplex der romanischen und mohamedanischen, welche ihr vorangingen. Die rohe Ascetik der romanischen Wand mischte sich mit dem Glanze des mohamedanischen Teppichs, unter der im Abendlande beginnenden Herrschaft rohester Individualisirung des Geschlechtes während des Faustrechtes, welche den Spiritualismus zur Verflüchtigung der dicken Wände reizte, als sie ihm die Herrschaft streitig machte, welche ihn bis zur Dünnheit und Gebrechlichkeit von Glaswänden, gleichzeitig aber auch zu den extremsten Pfeiler-Individuen und zum buntesten Farbenschiller dieser Wände trieb. Ferner mischte sich der mohamedanische Säulen-Dualismus mit dem romanischen Pfeiler-Ungeheuer zum Säulenbündel oder zur rohen naturalistischen Säule, welche, wie die ägyptische im älteren Theile des Tempels zu Luxor, den Ursprung der Säule wieder erkennen lässt, nachdem sich die Idee der letzteren im romanischen Pfeiler bis zur völligen Unkenntlichkeit verhüllt, während sie in der ägyptischen Säule ihre erste Form angenommen hatte.

Die Wand der vierten Epoche knüpft an die attische, nach-

dem sie vom Römer realistisch-christlich umgebildet war; daher erscheint sie der römischen zwar sehr ähnlich, zeichnet sich aber besonders durch die Entwickelung des Stockwerksbaues und durch die krasse Individualisirung der Wandplinthen oder ihre Quaderung aus. Nach der Analogie des individuellen, wenn auch extremen Strebens des Geschlechtes, nehmen die einzelnen Stockwerke verschiedene Gestalten an, individualisiren sich die Wandöffnungen durch überaus üppige Umrahmungen oder Junkturen mit der Wand und unterscheiden sich unter einander oft in demselben Stockwerke. Die Tabernakel-Architekturen tyrannisiren die Wand; als untergeordnete Glieder derselben beanspruchen sie durch ihre Plastik ein grösseres individuelles Recht, als ihnen im humanen Sinne gebührt; und in ihnen usurpiren die Säule und die Ante die Rechte der Pfoste oder der Antepagmenta, da jene die Wand in ihrer ganzen Höhe öffnen, oder endigen, nämlich vom Fussboden bis zur Decke. Die theilweise Oeffnung der Wand ist eine weniger berechtigte und hüllt sich nach der Analogie der Natur in einen niederen Organismus; das ist die Pfoste, eine Ante, welche die Wand nur theilweise endigt und daher sich nicht in dem Grade individualisirt, wie die eigentliche Ante, noch weniger wie die Säule, sondern als integrirender Theil der Wand, welche ihn einschliesst, die Endigung nur an der Berührungsfläche mit der Wand beansprucht. In dem attischen und korinthischen Komplexe individualisirte sich die Pfoste weit mehr, als in den vorangegangenen, gleich dem jonischen Epistyl; ihre einzelnen Theile, die individuellen jonischen Abaken, verknüpften sich symbolisch durch Astragale, ja endigten mit Kymatien, nachdem der Dorier ursprünglich nur eingliederige Pfosten gebildet, die er mit der Wand jungirte. Das Erechtheion zu Athen überliefert uns eine sehr entwickelte Form der Pfoste; sie dokumentirt die Lösung der ursprünglichen Konsequenz der griechischen Gedanken.

Die Gegenwart wiederholt wiederum alle diese Formen, unterliegt aber noch häufig mancherlei Begriffs-Verwechselungen, insofern sie noch immer Säulen stellt, wo Anten, und diese, wo Pfosten stehen sollten, kurz insofern sie noch immer Wände mit

Pfeilern und Säulen dekorirt (?). Die Gegenwart gefällt sich ferner in der sehr materiellen Form der Quaderung, welche dem Wesen der Wand, ihrer Kontinuität widerspricht, denn die Elemente der Wand individualisiren sich nach der Analogie der glatten Fläche der menschlichen Haut. Die Quaderung ist eine reale Form ohne die entsprechende Idealität; sie charakterisirt daher treffend die gegenwärtig herrschende Weltanschauung, welche noch immer sehr oft die Materie ohne Geist geniesst. So unsittlich der Genuss ohne Geist, und so wenig er das Individuum konservirt, eben so unmonumental ist die Quaderung, deren Willkühr sich dereinst rächen wird, wie jedes Missverhältniss zwischen den Elementen des Geistes und Stoffes. Der Ziegelrohbau wird uns von dieser Schlacke der Vergangenheit reinigen.

2. Die Basis der Stütze oder ihr Fuss in dem Becken, welches den Unterbau mit dem Oberbau jungirt. Aus diesem Becken entspringen die baulichen Stützen, wie die Wirbelsäule aus dem menschlichen. In beiden Fällen fussen die Stützen im Becken.

Stellte der Aegypter die parallelepipedische Cella neben die pyramidale, so fusste nothwendig jedes Stützenglied selbstständig auf dem gewachsenen Boden, weil es eines gesicherten und ebenen Standpunktes bedurfte; auf einem Unterbau aber entsprangen alle Stützen gemeinschaftlich im Becken ohne eine prägnante Vermittelung, vielmehr nur durch das Skamillum, welches wir im menschlichen Organismus stets zwischen zwei auf einander ruhenden Gliedern finden und welches sich durch die Koncentration der berührenden Flächen bis auf die tragende Kernform bildet. Der Dorier vollendete diese entlastende Form; auch seine Stützen originirten unmittelbar auf der Bildtafel, jenem Becken, ohne individuelle Unterscheidung, gleichzeitig nach der Analogie der idealen Staatsidee, wie bereits erwähnt. Der Jonier gestattete dem Bürger des Staates eine grössere Selbstständigkeit, daher die individuelle jonische Basis der Säule, trotz der gemeinschaftlichen Bildtafel. Diese Basis schloss sich nicht nur an die parallelepipedische Bildtafel, nämlich durch ihre eigne parallelepipedische Gestalt (die ägyptische war bekanntlich noch

rund), sondern auch an den Säulenstengel, durch ihre quadratische oder centrale Form; ja der individuelle Charakter des Joniers verlangte noch ein specielles Indicium für die Folge des kreisförmigen Querschnittes der Säule, da auf die quadrate Junktur auch ein quadratischer Pfeiler treten konnte. Daher setzte der Jonier auf den individuellen Abakus noch das specielle Indicium des runden Stengels oder eine Abbreviatur desselben, einen sehr kleinen Säulencylinder mit einem dem Stengel konformen, oberen und unteren Anlauf. Dies ist der Trochilos, eine Junktur, eine Fusswurzel, welche als Attribut des Abakus oder Fusses demselben durch eine Torus angefügt ist. Die ganze Basis, Abakus und Trochilos, wurden als Attribut des Säulenstengels durch einen anderen, aber bedeutend stärkeren Gurt dem Stengel angefügt, welcher hiermit eine ganze Fuss-Individualität gewann.

Die attische Basis ist jonisch, durch den Mangel des Abakus aber dorisch; die korinthische vorwiegend jonisch. Die sogenannte asiatisch-jonische, mit mehren Trochilen und vielfachen Schnüren, welche sich also durch eine Häufung von Gliedern auszeichnet, sicher den höchsten Grad der Realität erreichte, bevorzugte der Römer, wozu er besonders durch seine hohen Säulenstengel veranlasst wurde. Die korinthische Basis charakterisirt ihn fast ebenso, noch mehr aber das ganze Christenthum; so verkümmert sie auch oft, zumal in S. Stefano rotondo, in der Kirche zu Schwarzach etc., auftritt. Selbst die Spitzbogen-Kathedrale konservirt sie; hier ist auch sie ein Komplex der romanischen Ascetik und des mohamedanischen Pyramidalismus; sie zeigt nämlich einen sehr pyramidalen, ja stufenförmigen Abakus und eine sehr knappe Ausladung. Die jonische Basis ist eine für alle Zeiten vollendete Form; denn sie wurde von dem Gewölbe in keiner Weise modificirt, vielmehr nur von den extremen Weltanschauungen. Und wenn wir sie nicht im menschlichen Organismus finden, so individualisirt sich die Wirbelsäule wegen ihrer Einheit nicht, was ebenso naturgemäss ist, wie die Individualisirung einer Vielheit.

Die Wand und die Ante, resp. der Pfeiler, originirten im dorischen Baue, gleich der Säule auf dem gemeinschaftlichen

Abakus, im jonischen individualisirten sich diese Glieder, wie die Säule; der Trochilos indessen fiel weg, da die Ante und Wand von rechteckigem Querschnitte bereits genügend durch einen Anlauf indicirt wurde. Erst die attische und korinthische Säule übertrugen den Trochilos auf jene Glieder, während der Römer und der Christ umgekehrt die Pfeilerbasis auf die Säule übergehen liessen, denn der Pfeiler beherrschte im Gewölbebau die Säule; daher die etruskische, später die toskanische Säulenbasis, welche wir in allen christlichen Epochen so häufig antreffen. Allein die Gegenwart vindicirt der Säule mit Recht eine besondere Individualität meist durch die jonische Basis.

Der Fuss der Säule ist ebenfalls kein realer, die Stütze sicherer gründende Verbreiterung, sondern eine ideale, in Kernform und Hülle. Der Grieche entlastete sie daher in den über die Säulen-Kernform hinwegragenden Theilen durch Skamillen. Ihre Kernform ist allerdings belastet, da sie sich stets zwischen zwei Glieder schiebt, allein die reale Existenz derselben entbehrt sie. Die äussere Hülle trägt nur in den extremen Epochen, besonders in den spiritualistischen, welche die Rechte der realen Kernform überall beeinträchtigten und hiedurch den Keim ihrer schnellen Vergänglichkeit in sich aufnahmen. Daher die ausserordentliche Monumentalität des griechischen Baues und die grosse Vergänglichkeit des heidnischen und christlichen der ersten Epochen. Trotz der kolossalen Dimensionen der Glieder im ägyptischen Tempel der Glanzepoche wurden uns verhältnissmässig weniger Baureste aus dieser Zeit überliefert, als aus der hellenischen. Der Römer sowie der Christ der vierten Epoche bauten monumentaler, als der Aegypter und der Christ der ersten, weil sie der realistischen Handlungsweise des Griechen näher standen. Trotz des Putzbaues der Gegenwart, welcher das Skamillum sehr häufig entbehrt, ist dennoch die Neigung zur Wiederaufnahme des humanen griechischen Gedankens unverkennbar.

3. Die Junktur der Stütze mit der Decke. Auch sie symbolisirt nur das ruhige Auflager der Last und gefährdete thatsächlich die Existenz des Baues, wenn sie belastet wurde, wie im ägyptischen und im Baue der ersten christlichen Epochen.

Der ägyptische Abakus [aus der ersten heidnischen Epoche] deckte nicht nur den ganzen Scheitel, sondern hing über denselben hinaus und war nicht entlastet, wie am Lotoskapitäl zu Benihassan; oder er zog sich bis auf einen Würfel oder ein sehr hohes Skamillum zusammen, wie am sogenannten Kelchkapitäl zu Karnak. In beiden Fällen erhob sich der Aegypter nicht zu dem Humanismus des Griechen, welcher die Belastung der Säule in der Ausdehnung des Blätterscheitels, und nicht mehr, symbolisirte, gleichzeitig aber diesen durch ein Skamillum entlastete, wie jede andere Hülle des Baues.

Die Junktur der ägyptischen und griechischen Säule war stets ein rechtwinkliches Parallelepipedum, gleich der Decke und quadratisch in ihrer Grund- oder Lagerfläche, konform dem centralen Säulenscheitel. Das specielle Indicium des ägyptischen und dorischen bestand in einem Stirnbande mit dem Symbole der letzten Deckenglieder, der sich über den Deckenbalken ausbreitenden Tücher oder Platten, dort mit Hieroglyphen, hier mit dem hieratischen Bande der als Uraniskos oder als Himmelszelt dekorirten Decke. Denn der heidnische Idealist bezog die Funktion der Säule, des Bürgers im Baue, auf die ganze Decke; nur die Säule trug die Deckenlast, sowie der Bürger die Staatslast; jedes andere Glied individualisirte sich nur durch eine Junktur, welche alle zu einem Individuum verknüpfte, ja dieses letztere endigte, wie im dorischen Tempel, bedingt oder nicht im vollen Konflikt, sondern mit einem zum Theil überfallenden Blattkranze. Im letzten Deckenbalken gelangte dieses Individuum zur Geltung, weil er das letzte bedingt tragende Glied der Decke ist.

Der Realist dagegen, der Jonier, endigte, gleich der Säule, das Epistyl, den Zophoros etc. mit einem Kymation, während er nur die Säule mit dem Gebälk jungirte. Er bezog sich aber, bei dieser grösseren Anerkennung des individuellen Rechtes jedes einzelnen Gliedes in der Decke, in der Junktur der Säule auch nur auf das nächste Glied, das Epistyl, und bildete demgemäss eine Abbreviatur desselben, einen balkenförmig endenden Abakus, dessen Enden er in einer Spirale aufrollte und den er, wie das

Epistyl, im Konflikt endigen liess. Der dorische Abakus war eine Abbreviatur des Deckentuches. Wiederum erkennen wir in beiden Formen einen idealen Grundzug, den Ausschluss gewisser Individuum, Einmal aber von der individuellen Endigung, das Andremal von der Junktur.

Der attische und korinthische Komplex brachen auch die Konsequenz dieser dorischen und jonischen Gedanken, damit sie für das Christenthum, welches dieselben erst für das Stadium seiner Vollendung oder die fünfte Epoche bedurfte, im Anfange seiner Kultur aber nicht, zugänglich und verwendbar wurden. Der geflochtene Torus unter dem attischen Volutenabakus, welcher die Säulenachse umkreiste, wie das Band des dorischen Abakus, widersprach dem speciellen Bezuge jenes Abakus, und das Kyma des quadraten, korinthischen Abakus dem allgemeinen Bezuge auf die Decke. Schon die korinthische Basis stand der christlichen Anschauung näher, als die attische; auch die korinthische Junktur war potenter als die attische, sowie überhaupt der korinthische Komplex, nach der Analogie des Uebergewichtes der Stadt Sparta über die Stadt Athen; denn sie beschloss die heidnische Kultur. Der Römer konnte nur hier anknüpfen; daher sein spiritualistischer Charakter als Heide, sein realistischer als Christ, daher seine korinthische Säule, später die etruskische, welche sich aber beide durch einen quadraten oder centralen Abakus mit der Decke jungirten und während des ganzen Christenthums die attische beherrschten.

Da der heidnische Idealismus das potentere Element war, ging er mit dem heidnischen Realismus auch hier denjenigen Komplex ein, welcher dem Christenthum am nächsten trat; nämlich der ideale Abakus eignete sich allein für eine Säule, welche, wie die korinthische, die choragischen oder andere Siegespreise trugen, und diese waren gleichzeitig Ausflüsse der späteren allgemeineren Individualisirung des Geschlechtes, deren ursprüngliche Quelle der Jonier ist. Die korinthische Säule, welche uns überliefert wurde, koncipirte der Grieche wahrscheinlich nur für diesen Zweck der isolirten Aufstellung leichter Gegenstände, denn der korinthische Abakus ist eine Lysis, das

Symbol der freien Endigung mit Rücksicht auf einen folgenden Aufsatz, der sich, als nicht zur Stütze gehörig, von ihr trennte, wie der Oberbau vom Unterbau durch die Lysis auf dem Abakus des römischen Podiums. Nun finden wir den korinthischen Abakus in der römischen Form und in der ersten Christenheit am häufigsten, und der romanische und mohamedanische Säulen-Aufsatz der ersten christlichen Epochen ist, zumal der mohamedanische, nur eine christlich-spirituelle Umformung des korinthischen; denn er richtet sich in Bogenlinien auf und bekrönt sich häufig mit einem Kyma oder dessen Verkümmerung.

Die Idee der Lysis hatte der Römer in die Junktur der Stütze mit dem gewölbten Balken durch den Kämpfer aufgenommen, welcher aus einem ganzen antiken Gebälke bestand, wie z. B. bei den Triumphbögen, wo auch die Säule erst schüchtern als Statuenträger an das Gewölbe herantrat, später sich unter die Last eines einrahmenden Bogens, durch die Vermittelung des vortretenden Gebälkes, beugte; denn, wie später dargethan wird, setzte sich der Zophoros auf das Epistyl, nach der Analogie des römischen Oberbaues auf den Unterbau. Der Römer häufte überall die ganze Summe der antiken Deckenglieder, weil sie die christliche Form alle bedurfte; er selbst wusste natürlich nicht, welches er an dieser oder jener Stelle bedurfte, da ja die Gegenwart erst an die Lösung dieses Problemes gegangen ist. Der Römer that, was er thun konnte; daher ist ihm kein Vorwurf zu machen, dass er nicht vollbrachte, was wir erst vollbringen werden.

Der Römer handelte christlich, indem er ein ganzes Gebälk auf die Stütze setzte; er konservirte hierdurch alle Gedanken, welche zur Erbildung der neuen Junktur und des Kämpfers erforderlich waren; er handelte heidnisch, indem er den Bogen unmittelbar auf die griechische Junktur stellte.

Nachdem das Christenthum nach jenem Vorgange den hohen Aufsatz, wie in S. Vitale erbildet, auf welchem jeder einzelne Bogen mit seiner Endfläche originirte, und umgekehrt, wie der Aegypter, anfangs die Säulen-Kernform entlastete, verschwindet derselbe, wie in der S. Gotthardskapelle zu Mainz durch das

sogenannte Würfelkapitäl in seiner höchst ascetischen Form; Kyma und Junktur bilden ein chaotisches Individuum. Schon in derselben Kapelle aber tritt auf das erstere ein dorischer Abakus, welcher sich zwar ausgelöst, aber nicht mehr entlastet ist. Hiernach trägt die Junktur stets mit der Kernform der Säule, welche allein zu tragen hat, und es charakterisirt sich der Spiritualismus der ersten Epochen durch dieselbe Form im Abendlande und Morgenlande, nur mit dem Unterschiede, dass sich die mohamedanische Lysis, sowie der Kämpfer, realer erbildet, wie z. B. an der Bogennische zu Tarragona.

In der Spitzbogen-Kathedrale lastet der Bogen zwar realistisch hauptsächlich auf der Kernform der Stütze, durch ein Skamillum wird die Junktur indessen nicht entlastet, und diese theilt sich, bei ihrer spiritualistischen Verkümmerung, welche den Uebergang der Stütze in den Bogen kaum merklich macht, in sehr naturalistische Schneiden und Einschnitte, analog dem Kymation, welches einen Konflikt nicht ausprägt, das lokale Eichblatt kopirt und einen sehr losen Zusammenhang mit dem Stengel zeigt.

Die vierte Epoche jungirt die Stütze mit dem Bogen anfangs, wie in S. Spirito zu Florenz, durch die reale jonische Form; doch wendete sie sich sehr bald zu der etruskischen, der letzten römischen, aus welcher die toskanische hervorging. Das charakteristische Merkmal der toskanischen Junktur ist der häufig unter den Abakus und über dem Konfliktsymbol eintretende, aufgerichtete Blattkranz, welcher auch wohl auf dem Abakus erscheint, theils in der Gestalt der griechischen Lysis, theils in der Form der Sima. Ferner bildete sich der Abakus auch selbst als Lysis oder er zeigt einen oberen Anlauf oder Ueberfall.

Die Gegenwart beliebt letztere Form nicht selten und schliesst sich unter wiederholtem Rückblick auf die Antike besonders an die korinthische Junktur, gleichzeitig aber auch an die jonische. In der That liefern beide Gestalten das Material zur Junktur mit dem Kämpfer oder dem Bogen; doch ist die korinthische die eigentliche Embryonalform derselben, nämlich

der Abbreviatur des Kämpfers. Derselbe ist ein im Bogen aufsteigendes Glied, er verbreitet sich nach oben, wie der menschliche Oberkörper über seiner Junktur mit dem Unterkörper; in der Lysis liegt unzweifelhaft ein Indicium für jenen Kämpfer, wie schon in der Lysis auf dem Podium ein solches für den Oberbau. Allein die Junktur mit dem Bogen vollendet sich nur durch die gleichzeitige Heranziehung der jonischen resp. attischen Form und zwar der des Pfeiler-Kapitäls im Tempel des Apollo Didymäus zu Milet. Obwohl dieses sogenannte Sopha-Kapitäl eines Konfliktsymboles gänzlich entbehrt, da das oberste zur Junktur gehört, obwohl also dieser Mangel bereits für eine willkührliche Formenbildung der attischen resp. korinthischen Komplexform spricht, so liefert es doch grade in dem corrumpirtesten Theile seiner Form, in den Lehnen seiner Sophas, einen Beitrag zur Vorform der Abbreviatur des Kämpfers oder seines speciellen Indiciums. Diese Lehne ist ein aufgerichtetes Glied und, nicht wie der jonische Abakus über der Stütze liegend, rollt sie sich stehend in sich zusammen oder erscheint als ein abbrevirter Bogen. Diese Form ist jedenfalls jonischen Ursprunges und unterlag später dorischem Einflusse.

Es erhellt, wie wichtig die genannten Formen für die Erbildung dieser Junktur sind; es erhellt aber auch, wie mannigfaltig sich hiernach dieselbe gestalten und wie sehr sie sich von der jonischen und dorischen bezüglich der schroffen Gegensätze, welche dieselben bilden, unterscheiden muss. Denn der Kämpfer vermag das auf ihm ruhende Gewölbe ins Unendliche zu individualisiren, während der Grieche immer nur ein und dieselbe ideale Spannung des Balkenbandes von Stütze zu Stütze kannte. Die Junktur mit dem Bogen wird sich als eine unendliche Reihe verschiedener Formen charakterisiren; sie erbildet sich aber am spätesten, weil sie mehr, als irgend ein anderes Glied, die hiezu von der Antike gelieferten Materialien, unter dem unmittelbaren Einflusse des Gewölbes, modificirt.

II. Die Decke.

Die Analogie ihrer Glieder mit denen des menschlichen Organismus wurde bereits angedeutet; ebenso die Wandlung der heidnischen Decke durch den Keilstein, nach derselben Analogie. Es wird hier sogleich der speciellen Analogien aller Deckenglieder Erwähnung gethan, um später nicht weiter darauf zurückzukommen.

Die Arme und das Schlüsselbein korrespondiren mit den Epistylien des Baues; sie liegen, wie diese, in der Vertikalebene der den abzudeckenden Raum umschliessenden Stützen und verbinden dieselben untereinander zur Aufnahme der eigentlichen Decke: des Halses und des Kopfes. Der Hals korrespondirt mit dem graden Deckenbalken und dessen Triglyphon- oder Zophoros-Stütze, ebenso mit dem Bogenbalken und dessen Kämpferstütze; der Kopf mit den Deckenplatten oder gewölbten Kappen. Die Schultern decken die menschliche Cella ebenso wenig, wie die Epistyle die bauliche, sie bereiten vielmehr die völlige Deckung vor, welche dort durch den Hals und Kopf, hier durch die Deckenbalken und Platten geschieht und von ihnen getragen wird. Der menschliche Organismus sowie der Bau trugen nämlich von Anfang an den graden und gebogenen Balken als die beiden sich ergänzenden Elemente in sich, doch gelangte das grade Element im Heiden und seinem Baue zuerst zur Entwickelung, und hiernach das andere im Christen und seinem Baue. Die beiden Elemente ergänzen sich im christlichen Organismus zu einer vorwiegend pyramidalen oder gewölbten Einheit, im heidnischen zu einer vorwiegend parallelepipedischen. Im Christen und seinem Baue erkennen wir eine ausgeprägtere Gewölbeform der Decken-Balken und Platten, als im Heiden und in seinem Baue; der bauliche und menschliche Hals des Heiden erscheint daher niedriger, als der bauliche und menschliche Hals des Christen; ebenso wölbt sich der Kopf des Christen höher, als der des Heiden. Kurz der Triglyph resp. der Zophoros nebst Deckenbalken, und der Kämpfer mit seinem Bogenbalken korrespondiren mit dem Halse des menschlichen Organismus; wie der Kämpfer,

zeigt daher der Hals einen Anlauf, keine besondere Basis, also die Charakteristik auch des Zophoros resp. des Triglyphons; wie diese Glieder und jener Kämpfer ist der Hals die geeignetste Stelle zu einem symbolischen Schmucke, welcher die Idee der Form erklärt, denn alle diese Glieder sind die charakteristischen der Decke, insofern die höhere oder niedere Organisation des letzten Deckenträgers die ganze Decke zu einem höheren oder niederen Organismus stempelt. Ferner ist die Analogie der Deckenplatten mit den Kopfplatten, die Analogie des Deckensaumes, welcher ringsum vor den Bau tritt, mit dem ebenfalls ringsum die menschliche Figur vortretenden Kopfsaume, ferner die Analogie der Deckensterne in den Tiefen der Kalymmatien-Deckel mit den Augensternen des Menschen, welche allein sich zum gestirnten Himmelszelte erheben, ferner die Analogie des Tympanons und seines gedankenvollen Bildteppiches mit der Stirn und der gedankentiefen Furche, endlich die der Locken eines geordneten Haares mit den freiendenden Anthemien des Daches, welches mit der Haardecke korrespondirt: diese Analogien sind unzweifelhaft. Wir finden überall analoge Ideen in analoge Formen gehüllt; und der Bau bildet sich natürlich nur soweit nach der Analogie des Menschen, als er dessen Bedürfnisse befriedigt. Der Nase, dem Munde, oder den Ohren etc. analoge Formen würde man daher am Bau vergeblich suchen; denn dieser riecht weder, noch isst, noch hört er; da der Bau sich aber wie der Mensch z. B. vor Regen schützt, trägt er auch, wie dieser, ein Dach, und zwar auf seinem Scheitel, weil er nur dann dem menschlichen Bedürfnisse entspricht; und dieses Dach konstruirt der Mensch nach der Analogie des Haares, ebenso wie die Cella, etc.

Die einfachste oder unentwickelste Decke des Oberbaues ist die ägyptische, welche nur aus Säulenbalken und Deckenplatten bestand; denn die geringen Säulenweiten des ägyptischen Tempels bedurften keines höheren Organismus. Schon der Mangel eines Daches charakterisirt die ägyptische Decke als niederen Organismus. Daher auch war dem Epistyl der Deckensaum verknüpft, welcher als mächtiger Blattkranz den Bau definitiv endete.

Erst der Grieche bildete einen vollendeten Organismus durch den Hinzutritt eines Deckenbalkens und in Folge dessen eines stützenden Deckengliedes, des Triglyphen. Denn er war nicht von der düsteren Mystik des Aegypters befangen; er stellte seine Säulen weiter auseinander, er schuf einen freieren Raum und erleuchtete ihn, namentlich in der Decke, durch das seitliche Oberlicht der Metopen sehr vortheilhaft, welches sich durch den Hinzutritt jenes Deckenbalkens bildete. Erst jetzt machte auch die Decke Anspruch auf eine höhere äussere Organisation, da die kleinen Deckenoberlichte des ägyptischen Tempels den Anblick der Decke erschwerten; erst jetzt verlangte die Cellendecke auch ein Dach. Jener Deckenbalken mit dem Triglyphon gab dem griechischen Tempelhause denselben Reiz, wie ein schlanker Hals dem Menschen; die Aegypter mussten daher sehr kurzhalsig gestaltet sein.

1. Das Epistylion oder der griechische Säulenbalken spannt sich als ein parallelepipedisches Kontinuum von bestimmtem, tragfähigem Querschnitte über die die Cella umschliessenden Säulen resp. Anten und Wände, so dass er zwischen den einzelnen Stützen frei schwebt, gleich einem ebenso ausgespannten und ursprünglich als Epistyl dienenden Bande, welches daher das Analogon zur Symbolik des tektonischen Gliedes gab. Der Dorier und Jonier schmückten die Unterfläche des Epistyls mit einem mächtigen, mehrfach geflochtenen Bande und glätteten die Seitenflächen desselben; während aber der Dorier stets ein Band darstellte, symbolisirte der Jonier eine Vielheit des Bandes, nach der Höhe und Breite, um die verschiedene, individuelle Belastung des äusseren und innern Balkens zu versinnbildlichen; denn der äussere trug den Zophoros etc., der innere die Balken der Decke, während im dorischen Baue die beiden Belastungen gleich waren. Die grössere Belastung vermochte der Jonier nur durch eine vielfachere Theilung zu verdeutlichen, welche, wenn sie eine realistische Vermehrung der tragenden Glieder ist, wirklich tragfähiger wird, wie zwei Bänder tragfähiger, als ein solches, sind. Der Jonier hatte keineswegs die Absicht, einen steinernen Balken, welcher zwar tragfähiger oder belasteter erscheinen sollte, durch seine reale Theilung zu verstärken; er gab vielmehr dem äusse-

ren Epistyl eine ungetheilte Kernform, und dieser eine bedeutendere Höhe, als der inneren, und symbolisirte nur die grössere Tragfähigkeit nach der Analogie des Bandes oder der Fascia [und verknüpfte die einzelnen Bänder unter sich durch Astragale zu einem Ganzen] weil die reale Verstärkung eines Bandes durch eine Verdoppelung das einzige Analogon für die Darstellung einer idealen Verstärkung des Balkens ist. Während ferner der Jonier das Epistyl selbstständig im Konflikt endigen lässt, ja es sogar von dem folgenden Stützengliede, dem Zophoros, durch die Lysis, jene bedingte freie Endigung, welche bereits Erwähnung gefunden, absondert, spiritualisirt der Dorier alle Deckenglieder durch Junkturen zu einem summarischen Individuum, indicirt aber eben so scharf den Charakter des folgenden Triglyphon durch die Bommeln oder Trotteln, am Fusse jedes einzelnen Triglyphen unterhalb der Junktur, nämlich die Geisonstütze oder die den frei vorschwebenden Deckensaum tragende Stütze, welcher Saum an seiner frei hängenden Unterfläche jenes Symbol des freien Schwebens vor einem Gegenstande trägt.

Das attische Epistyl bevorzugte die ideale Einheit des dorischen, das korinthische die realere Vielheit des jonischen; die Junktur und das Kyma, sowie die Lysis findet sich bei beiden. Noch willkührlicher vermischte der Römer die Begriffe jener Glieder; er liebte besonders die realere Vielheit und stets eine Junktur und ein Kyma. Abgesehen von der vielfachen realistischen Häufung der Glieder, vindicirte der Römer jedem Gliede eine möglichst ausgeprägte Individualität, nach der Analogie der christlichen Staatsidee. Ferner organisirte er nicht nur heidnisch, indem er ein griechisches Epistyl bildete, und christlich, indem er die Grundformen durch den Keilstein realisirte, sondern als Christ auch realistisch und idealistisch. Denn er übertrug theils das korinthische Epistyl ohne Weiteres auf das gewölbte, theils individualisirte er den Kämpfer und den Schlussstein, wie schon am uralten Stadtthore zu Volterra. Dort war der Kämpfer noch in dem griechischen Gebälk, worauf der Römer den Bogen [wie z. B. an dem Triumphbogen] setzte, gebunden; hier wurde er als Unikum unter den Keilsteinen ausgezeichnet, wenn auch nicht

streng nach der Analogie des menschlichen Organismus, da der Kopf daselbst nicht das Analogon des Kämpfers ist. Ebenso wenig ist der Kopf des Schlusssteines dem menschlichen analog, dennoch spricht sich in demselben originaler ästhetischer Sinn aus, insofern der Römer hier den Bogen nicht durch ein Kyma bis herab auf den Kämpfer endigen liess, sondern nur im Scheitel, wo der Bogen erst durch seine Gleiche mit der Hintermauerung ein Recht zur Individualisirung gewinnt, weil er nur mit derselben selbstständig oder fähig wird, eine Decke aufzunehmen. Dieser Kopf verleitete ein späteres Geschlecht zur extremen Auszeichnung des Schlusssteines.

Während der ersten christlichen Epochen begegnen wir einer ascetischen Individualisirung des Epistyles, durch eine sogenannte Abfassung der Bogenkanten [wie in der Kirche zu Schwarzach] bis auf eine geringe Höhe über der Junktur, welche beträchtlich niedriger geworden, während sich der Bogenschenkel verlängert hatte, so dass der Kämpfer in einem ascetischen Anlauf hervortritt, während sich der Bogen nur mit der Hintermauerung, also durch eine Bekrönung der Scheitelgleiche, in seinem Kopfe individualisirt, wie z. B. in Hecklingen. Der mohamedanische Rund- und Spitzbogen dagegen zeigt einen sehr entschiedenen Anlauf in seinem Kämpfer, wie in der Nische zu Tarragona und in der Moschee Amru zu Alt-Kairo, und sein Leib eine realistische Umrahmung mit einem breiten Bande und volle Kanten. In der Spitzbogen-Kathedrale bildet sich der Komplex dieser beiden Formen durch den sehr langen und besonders pyramidalen, aber im Kämpfer graden Bogenschenkel, durch die spiritualistische Individualisirung des Leibes oder durch seine Auflösung in eine Unzahl von feinen Stengeln, und durch seinen ebenso üppigen als spirituellen Wimperg. In jeder dieser Formen bemerken wir neben einer materialistischen Häufung des Stoffes ein Streben nach seiner Verflüchtigung. Die vierte Epoche quadert sehr realistisch den Bogenleib, wendet sich aber später zur griechischen Vielheit und realisirt sie christlich, unter Beibehaltung der realen Umrahmung des Bogens. Besonders zeichnet sie sich aus durch eine Zusammenziehung des Kämpfers

bis auf die Kernform der Stütze, welche den auf eine Stütze zusammentreffenden Bögen eine centrirte, gemeinschaftliche Basis oder Endfläche giebt und diese sogar unter die Ebene der Bogenmittelpunkte verlegt, also eine gemeinschaftliche Bogen-Endigung bildet. Anstatt des Anlaufes tritt auch, wie in einem Monumente in der Nähe vom Kastell in Ferrara, eine gemeinsame Platte oder ein Abakus unter die Bogen-Endigung. Zu diesem Organismus gab die Palastform mit ihren realen Stützen die Veranlassung, nachdem sich in der Spitzbogen-Kathedrale die ungeheuren romanischen Pfeiler, welche das Bedürfniss jener Koncentration nicht kannten, in dünne Säulenstengel aufgelöst hatten, und diese durch den Idealismus zu einem kaum merklichen Uebergange vom Stützen- in den Bogenstengel gezwungen worden waren.

Die Gegenwart kennt eine sogenannte Ueberhöhung des Bogens; diese ist nichts, als jene organische Endigung des Bogens im Kämpfer, zu deren vollendeter Entwickelung der jonische Pfeiler in seiner unteren Endigung, sowie das griechische Skamillum die nöthigen Motive giebt. Der Kämpfer ruht gleichsam auf einem Podium und individualisirt sich hier durch seinen isolirten Standort, nach der Analogie der Wirbelsäule und auch des Halses, in dem Grade, dass er eine vollständige Pfeilerbasis nicht beansprucht, zumal der Bogen eine noch unselbstständigere Stütze ist, als der Triglyph. Im Uebrigen wiederholt die Gegenwart die Formen der Vergangenheit, um sich über dieselben zu orientiren oder sie kennen zu lernen. Es wird nur noch bemerkt, dass eine obere Endigung des Bogens in seiner ganzen Ausdehnung aus schon angegebenem Grunde unstatthaft, und nur die Individualisirung seiner Kontinuität, seiner bandartigen Spannung, statthaft oder ästhetisch ist.

2. Der Deckenbalken nebst Triglyphon und Zophoros, resp. Bogen. Im Allgemeinen gilt von ihm, was vom Epistyl gesagt wurde; im Speciellen aber unterscheidet er sich hievon durch seine Richtung, welche jene kreuzt, und besonders durch sein Auflager als monolither Balken. Die hölzernen Balken liess der Grieche bis an die Vorderkante des hölzernen Epistyles vortreten, wodurch sie ihr sicherstes Auf-

lager erhielten. Allein der steinerne Balken gewinnt das letztere, zumal bei starken steinernen Epistylen, weit früher und bietet viel zu beschränkte Längen, als dass man damit nicht haushälterisch umgehen müsste. Ferner findet auf einem den Balkenkopf ergänzenden Pfeiler, der sich demselben innig anschliesst, das folgende Geison ein geeigneteres Auflager, als auf einem langen steinernen Balken-Kopfe. Aus diesen Gründen bildete der Grieche jenen Triglyphen-Pfeiler, welcher, als eine von dre Seiten freistehende und an den viereckigen Balkenkopf sich anschliessende Stütze, nothwendig einen viereckigen Querschnitt zeigen musste, welcher als aufgerichtete Stütze die der Kanelüre synonyme Schlitze, mit dem Anthemionspross auf deren Stegen, aber als sehr unselbstständige Stütze, zumal im dorischen Sinne, keine Basis erhielt. Nur die leiseste Andeutung eines Konfliktsymboles, einer oberen Endigung, vindicirte ihm der Dorier in der Skotia, in den überhängenden oder unterhöhlten Schlitzen, immerhin aber eine Endigung als Abkömmling der Säule. Während sich der Triglyph, sowie der Deckenbalken nur jungirte mit dem folgenden Gliede, und nur der Deckenbalken, als letztes tragendes Glied der Decke, einen unvollständigen Konflikt durch das sogenannte leichte Kyma ausprägte, individualisirt sich der Zophoros, das reale Stützenglied der Decke, hinter welchem der Jonier seine Balken nach Belieben anzuordnen vermochte, durch den vollen Konflikt mit dessen niemals fehlender Verknüpfung. Der Dorier indicirte aber wieder speciell das über den Triglyphen schwebende und an der Unterfläche mit einem Gurtband bemalte Geison durch das Band auf seinem Abakus, sowie im Innern die Folge der Kalymatien-Decke durch das charakteristische Symbol derselben.

3. Die Kalymatien und Kappen, ein nach allen Seiten sich über oder zwischen Gurte ausbreitendes Kontinuum. Jene bestehen aus dicht nebeneinander und von Deckenbalken zu Deckenbalken reichenden Platten, im griechischen Tempel mit einer Feldertheilung, in deren Mitte ein goldner Stern, das Symbol des Sternenhimmels (Uraniskos), aus einem ringsum reichverschlungenen Mäanderbande, einem Teppichmuster und zwar

dem hieratischen, dem Beschauer entgegenglänzte. Die einzelnen Felder des Teppichs verknüpften sich durch Astragale zu einem zusammenhängenden Ganzen. Dasselbe ragte über die Aussenwände in einem ringsum vorspringenden und schützenden Saume, das Geison, welches zu seiner Entlastung tief unterschnitten war, theils schräg nach oben, wie in der dorischen, theils horizontal, wie in der jonischen Form. Die dorischen Bommeln an seiner freischwebenden Unterfläche symbolisiren diesen Charakter sehr treffend; der Jonier malte meist vorschiessende Blätter an diese Stelle.

Bei den späteren grösseren Höhenabmessungen, namentlich des korinthischen Tempels, welcher hier mehr zum Jonismus als zum Dorismus neigte, ladet auch das Geison weiter aus, so dass es endlich einer besondern Unterstützung bedurfte. Zu diesem Ende wurde die auch höher werdende Geisonplatte nicht nur unterschnitten, sondern zum Theil in ihrer Höhe ausgeschnitten, so dass sich die nicht ausgeschnittenen Theile als Träger des oberen, durchweg unberührten, Theiles gerirten und im jonischen Bau auch im Konflikt endigen. Hieraus, aus diesem sogenannten Zahnschnitte, ging die Form der sogenannten Konsole hervor, welche später als an einem Ende frei schwebender Balken die Endigung des ebenfalls in seinen Enden freischwebenden jonischen Säulen-Abakus annahm. Ja, es traten zwei Reihen solcher Konsolen übereinander, und, wurden zu grösserer Entlastung die Zwischenräume derselben ausgehöhlt, so symbolisirte eine von hier herabschwebende Blüthe den Charakter des Organismus im realsten Sinne, und der letzte schöne Gedanke der griechischen Decke hatte sich in eine erhabene Form gehüllt. Die dorische Decke endigt, wie in dem letzten Deckenbalken, in dem Geison [das letzte tragende Glied im Aeusseren] mit einem unselbstständigen Konflikt oder mit einem leichten Kyma, das sich mit dem Leibe des Geison durch das stets gebräuchliche hieratische Mäanderband verknüpft.

Hatte der Heide anfangs einen pyramidalen Komplex aus den Grundformen erbildet und endigte er mit einem parallelepipedischen, so wölbte der Römer zuerst cylindrisch oder parallel-

epipedisch, dann pyramidal oder kegelförmig; denn er setzte sein erstes Gewölbe auf den griechischen, einen parallelepipedischen Tempel. Das pyramidale Gewölbe erfand der Römer hiernach mit den vorhandenen Miiteln; dieser nächste Fortschritt in der Organisation geschah durch die Zusammenstellung mehrer Cylinder (wie uns dies das Pantheon zu Rom durch seine Bogengurte beweist), die sich in zurückspringenden, jedesmal parabolischen, oder spitzbogigen Graten schneiden mussten. Das hieraus entstehende, sogenannte Kuppelgewölbe war also ein pyramidales in seinem Querschnitte durch die Hauptachsen. Diese reale Form wurde die vorherrschende der ganzen christlichen Kultur; daher nahm das Kreuzgewölbe oder der Komplex aus den beiden Grundformen, dem cylinder- und kegelförmigen, eine überwiegende pyramidale, kuppelartige oder spitzbogige Gestalt an, im Gegensatz zum heidnischen Komplex.

Der Römer also lieferte schon die Grundformen der Gewölbedecke, die cylindrische und kegelförmige oder die rund- und spitzbogige, und nicht erst der Romane und Mohamedaner. Ferner organisirte er wiederum theils heidnisch, theils christlich. Er wölbte nur Balken und hing in deren Zwischenräume künstliche Monolithe oder künstlishe Kalymata, welche sich von den heidnischen noch durch die Bogenform unterschieden; ferner liess er den gebogenem Epistyl die antike, oder die gewölbte Decke folgen, welche beide im menschlichen Organismus vertreten, wenn auch vorwiegend pyramidal gebildet sind. Dabei symbolisirte er beide als Kasseten-Decke mit den sehr realen korinthischen, ursprünglich dorisch-gedachten Blüthenschmucke, und jungirte stets die einzelnen Glieder mit einander, nachdem sie im Konflikt geendet. Endlich individualisirt der Römer den Zophoros durch einen oberen und unteren Anlauf, was der Grieche nicht gethan.

Erst der Christ wölbte auch die Kalymmation, und zwar nach der Analogie des im Bogen ausgespannten Tuches, resp. der menschlichen Kopfkappen, welche kontinuirlich oder deren Elemente sich nicht individualisiren und welche sich in Gurten

und Graten verstärken. Der spirituelle Romane bildete wiederum ein schmuckloses, nüchternes Zelttuch, der Mohamedaner einen glänzenden Teppich, beide aber, namentlich in der zweiten Epoche, ohne ausgeprägte Individualität der Grate. Jener bevorzugte das Tonnengewölbe, dieser das Kuppelgewölbe; beide bildeten in der Spitzbogen-Kathedrale das spitzbogige Kreuzgewölbe, auf welches sich die pyramidale achteckige Kuppel von S. Maria del Fiore zu Florenz stützte, nachdem schon der Wormser Dom in seiner Kreuzzung diese Form vorbereitet, und der spätere Spitzbogen das romanische System durch die polygonalen Absiden und die oblongen Grundformen der Kreuzgewölbe aufgelöst hatte. Die Spitzbogen-Kathedrale conservirte die farblose Ascetik der romanischen Gewölbe-Decke, individualisirte dagegen die Grate im höchsten Grade und artete zulezt in jenen extremen netz- und fächerartigen Deckengewölben aus, welcher sich einer ebenso geringen Monumentalität erfreuen, wie alle die Formen, welche sich bis in's Unendliche individualisiren, bis das Gewölbe in der vierten Epoche seinen realistischen Charakter durch eine organische Gliederung in Grate und Kappen, in Verbindung mit einem glänzenden Farbenschmuck, annimmt.

Die Gegenwart nähert sich dem humanistischen Gedanken der Decke, dem ursprünglichen, griechischen: einem über Gurte ausgespannten Zelttuche, mit dem allgemein bekannten Hauptsymbole des Himmelszeltes, dem Sterne, welcher dem Augensterne des menschlichen Antlitzes analog ist. Denn humanistisch ist die Form, wenn vor Allem der Begriff des baulichen Gliedes zum verständlichen Ausdruck gelangt, wenn nicht, wie in den Kuppeln der vierten Epoche, sehr oft die Dekoration, ein gemalter Himmel mit Wolken und allen seinen Bewohnern, die Idee der Konstruktion überragt.

Der römische Deckensaum organisirte sich heidnisch, insofern er die Antike konservirte, christlich, insofern die Konsolen weiter auseinander traten, so dass endlich ihre Verbindung nur durch Bögen bewerkstelligt werden konnte. Hiezu schritt indessen erst das Christenthum, welches bei den ausserordentlichen Abmessungen der Dome förmliche Periptera, die sogenannten

Rundbogen-Gallerien, in der Höhe der Gewölbekappen, welche hierdurch leicht zugänglich wurden, bildete. Nur die Konsequenz des extremen Spiritualismus vermochte später auch kleine Oeffnungen, welche sich mit einem weit geringeren Aufwande begnügten, durch Rundbogen zu überwölben. Hieraus entstand die Spielform der sogenannten Rundbogenfriese, welche alle späteren Zeiten bis auf die heutige charakterisiren. Trotzdem zeigte jenes Peripteron und diese Rundbogenfriese eine sehr knappe, ja dürftige Ausladung und boten dem Baue wenig oder gar keinen Schutz, zumal bei bedeutenden Höhen. Diese Thatsache wurde auch ein Grund der grossen Vergänglichkeit der Dome, während die weitausladenden griechischen Geison eine Ursache der ausserordentlichen Monumentalität des griechischen Tempels sind. Der Realismus der vierten Epoche knüpfte naturgemäss an die Antike auch hier an; der Palast deckt sich nicht nur durch ein oberstes mächtiges Geison, sondern in der Höhe jedes Stockwerkes durch ein solches, schwächeres, ab; und während die zweite und dritte Epoche alle Organe des Geisons verkümmern, treten diese hier wiederum in üppiger Fülle auf.

Die Gegenwart ergeht sich auch in dieser Hinsicht in allen Reminiscenzen der Vergangenheit; doch wie sehr sie von dem Realismus beherrscht wird, dies spricht namentlich das städtische Wohnhaus aus. Die Realität der Verhältnisse zwingt die Gegenwart zur Ergreifung der einfachsten Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Daher die überaus häufige Anwendung des griechischen Geison, überhaupt der griechischen Decke. Dieselbe geht im Gewölbebau immer mehr auf, denn, was die ausschliessliche Verwendung des letzteren nie vermocht hätte, die Befriedigung unsrer kleinsten und grössten Bedürfnisse, das Wohnhaus aller derjenigen Individuen, welche einst Heloten waren, sowie die Konstruktion unsrer künstlichen Riesen-Monolithe, das floss aus der Reproduktion der Tektonik des griechischen Balkens. Die vielfachen Korruptionen der Form, welchen wir noch immer begegnen, sind eine natürliche Folge der Schnelligkeit, womit die heutige Gesellschaft ihre ersten, sie neugestalteten Bedürfnisse befriedigt, zumal dieselben von einem ungeheuren Umfange sind.

II. a. Das Dach, Aetoma, ist nach der Analogie der menschlichen Haare die den Regen vom Scheitel abführende Decke. Dieselbe besteht, wie die darunter befindliche Raumdecke, aus tragendee Gurten und getragenen oder verhüllenden Kontinuen; diese Theile liegen aber stets in schiefen Ebenen.

Auch das Dach charakterisirt frappant die Weltanschauungen, welche den Menschen beherrschten; den Griechen zunächst als idealen Humanisten. Das griechische Dach schützte, gleich dem schwebenden Adler des Zeus, welcher die Blitze oder die regenbringenden Donnerwolken trug (daher Pteryx das Dach, eigentlich der Flügel), das Hieron vor dem Regen. Diese idealste Anschauung verkörperte sich in der entsprechenden Form; kein Zeitalter legte daher so viel Gewicht auf das Dach, als das griechische, kein Zeitalter organisirte daher auch ein so solides Dach. Der ursprüngliche und sittliche Gedanke jeder Ableitung von Flüssigkeit ist die Rinne. Der Grieche erfand das Dach und konstruirte Rinnen, welche, gleich den Haaren, den Niederschlag zusammenziehen und somit am schnellsten ableiten; er führte sie ferner auf kürzestem Wege von der First nach der Traufe, wo sie den Bord bilden oder gab dem Dache die flachste Steigung. Er bildete im Allgemeinen Dachsteine, deren Grundform sich zu allen Zeiten wiederholte, die wir in unseren noch heute gebräuchlichen, hohlen Dachsteinen (Dachpfannen, Mönche und Nonnen etc.), ebenso wie in den verschiedenen Formen unseres Zinkdaches, wiedererkennen; und legte sie stets in zwei Ebenen oder einen Sattel, konform dem Parallelepipedum des Tempels, und von so geringer Steigung, weil das verwendete Material das beste heidnische, Marmor, und die Arbeit die sorgfältigste war. Die glatte Marmorfläche und ihre Konstruktion, kurz die hohe Künstlerschaft ihrer Bearbeitung, war die Ursache der geringsten Dach-Neigung, welche der Südländer und Orientale lange bewahrte und welche erst später beim Nordländer und Occidentalen Eingang fand, nicht weil es in Süd und Ost weniger regnet, sondern weil die Kultur des Menschen von Ost und Süd nach Nord und West vorwärtsschritt, weil die Nutzanwendung der vorhandenen Materialien durch Erfindungen in dieser Richtung ihre Fortschritte machte.

Der Römer führte das Metall und den Thon als christliches Deckmaterial ein und übertrug das hieratische Dach, den Aetos, auf den profanen Bau. Hieraus folgte nothwendig eine stärkere Neigung des römischen Daches, dessen absolute Höhe schon die Gruppirung mehrer Götterzellen nebeneinander steigerte, und dessen relative Höhe von den längeren Dachflügeln bedingt wurde. Die ersten christlichen Epochen, welche die ersten und dringendsten Bedürfnisse einer neuen Gesellschaft, die zum grössten Theil unkultivirt war, befriedigen mussten, bildeten bei der ungeheuren Ausdehnung der Kirchen ein noch höheres Dach als das römische; und als endlich der abendländische Spiritualismus seine letzten Konsequenzen, im Widerstande gegen den Materialismus der vierten Epoche, zog, erreichte auch das Dach seine grösste Höhe. Die Riesen-Dächer der Spitzbogen-Kathedrale waren am allerwenigsten die Folge klimatischer Verhältnisse; das Klima war dasselbe geblieben; sondern der prägnante Ausdruck der spirituellen Konsequenz, welche, nach einem idealen Ziele strebend, die reale Welt rings um sich vergass und keiner Erfindung zur rationellen Nutzanwendung der gegebenen Materialien fähig war. Trotzdem war ein Fortschritt in der ganzen Kultur erfolgt, denn man hatte unter Anwendung der christlichen Materialien das eine Extrem erkannt, um sich zu dem anderen zu wenden. Das erneute Studium der Natur, die Erfindungen, welche schon im 13. und 14. Jahrhundert gemacht wurden, hatten auch eine wissenschaftlichere Behandlung der natürlichen Materialien, namentlich eine häufige Anwendung des Metalles, zur Folge. Daher die Reaktion der vierten Epoche auch in dieser Form, daher ihre flachen Palast-Dächer; bis endlich die Gegenwart ein Dach im ganzen Abendlande zur Herrschaft brachte, welches sich überall auf die nahezu vollendete Erkenntniss der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen, irgend brauchbaren Materiales stützt, in allen Fällen die der wirklichen Natur des Materiales entsprechende Neigung zeigt, im Allgemeinen also eine flache Neigung annehmen musste, die durch die gegenwärtige Fabrikation, z. B. des Zinkes, die griechische in einigen Fällen übertrifft.

Also nicht das Klima beeinflusste die Neigung des Daches, sondern die fortschreitende Erkenntniss der Natur der vorhandenen örtlichen Materialien, und diese war stets, wie alle übrigen Resultate der Natur- oder Gott-Wissenschaft, die Quelle der herrschenden Weltanschauung. Daher konstruirte nur der Humanist ein vollendetes Dach, nur der Grieche, und wir werden im Sinne des Christenthums seine Nachfolger. Wir decken jedoch nicht die Kirche mit einem Marmordache von höchster Organisation, wie der Grieche den Tempel, während in jedem anderen Falle nur die Nothdurft befriedigt wird, sondern wir organisiren jedes Dach dem lokalen Materiale und dem jedesmaligen Bedürfnisse, welches immer ein sittliches ist, entsprechend, indem wir das Material durch die Fabrikation im höchsten Masse ausnützen, was der Grieche nur in dem einen Falle that. Der Realismus der Gegenwart zieht alle Materialien zur Dachdeckung heran, welche sich hiezu eignen, und vermag hierdurch jedes Bedürfniss der heutigen Gesellschaft als sittliches zu befriedigen, im Gegensatz zum griechischen Idealismus, welcher nur ein solches kannte, daher nur einen entwickelten Dachorganismus besass und diesen nur dem Tempel vindicirte. Ein griechisches Dach würde daher der Gegenwart widersprechen; dennoch wurde es und blieb es bis auf den heutigen Tag die Grundform einer regenabführenden Decke, sowie der Tempel die Grundform jedes Hauses. Denn die Grundidee des heutigen Ziegel- und Metalldaches ist noch immer die griechische, nämlich die Idee der Rinnenbildung, welche er in eine für alle Zeiten vollendete Form hüllte, wenn auch nur an sich oder unter der Bedingung eines bestimmten Hauses und Materials, des Tempels und des Marmors.

Wie überall spiegelte sich die Vollendung der griechischen Kernform auch hier in der idealen Hülle ab. Die Rinnensteine endigen im First unter einem Sattel; rings um das Dach, an seinen Front und Giebelseiten, also überall, wo sie mit ihrem äussersten, allen gemeinschaftlichen Rande sichtbar werden, in einem gemeinsamen aufschlagenden Borde, der Dachrinne oder der Sima; ihren seitlichen Zusammenstoss decken die Deckstein-reihen, welche wiederum im First, wo je zwei zusammenstossen,

in einem gemeinschaftlichen Sattel, aber einzeln vor der Sima, endigen. Diese charakterisiren ihre Endigung durch aufgerichtete Anthemionfächer, wodurch sich jene individualisiren; jene, die das Wasser leitenden Rinnen, ihre gemeinschaftliche Endigung mit einer ebenfalls aufgerichteten, aber kontinuirlichen Anthemion-Tänia, und das empfangene Wasser ausspeienden Löwenköpfen; beide charakterisiren die definitive Endigung des ganzen Baues, richten sich daher, ohne belastet zu erscheinen, völlig frei auf und zeigen nur, gleich dem natürlichen Blatte und Haare, einen leichten Ueberfall, die Folge ihres eignen Gewichtes, den die dorische Sima bei der Strenge der dorischen Denkweise verschmähte, welchen die jonische aber stets realisirt. Letztere verknüpfte sich durch ein Band mit dem Geison, als das ihm angehörige Attribut und unterscheidet sich dadurch von der Lysis auf dem jonischen Epistyl, welche eine weitere Folge indicirt. Erstere bewahrte die ascetische Form eines wasserhaltenden Kesselbauches, welcher das Analogon der Kernform war, denn auch dieser richtet sich, wie jede freie Endigung oder jeder nicht tragende Kopf, für den Empfang der Flüssigkeit oder irgend eines andern Dinges auf und baucht sich in Folge ihres Druckes aus. Die dorische Sima jungirt sich mit dem Geison durch einen Abakus, geschmückt mit dem Symbole der Wasserwoge, welches den folgenden wasserhaltenden Bord erschöpfend indicirte.

Das Dachgerüst endigt in den beiden Giebeldreiecken, mit dem Tympanon oder der verhüllenden Wand der Dreiecke, dessen reicher Bilderschmuck durch ein schräges Geison oder durch die beiden letzten und vortretenden und überhängenden Sparren aus Stein geschützt wurde. Hierauf ruhte die schräge Sima und die Akroterien, die obern, beiden Sparren-Hegomonen gemeinschaftliche und die unteren Endigungen derselben, welche sich nach der Analogie der Anthemienfächer auf dem obersten und untersten Decksteine jeder Rinne bildeten. Das schräge Geison wurde aus demselben Grunde wie das grade unterschnitten, doch schwebt es nicht mit der Ruhe des graden vor der Wand, sondern erweckt mehr den Gedanken einer Abwärtsbewegung auf der schie-

fen Ebene, der Dachebene, und seine Elemente trugen sich zum Theil gegenseitig durch den Druck, welchen sie aufeinander ücten. Daher finden wir auf der Unterfläche des Geisons nicht die dorischen Bommeln oder die jonischen Blätter, sondern das Symbol des fliessenden Wassers, die Wasserwoge, welche sich abwärts, in der Richtung des ablaufenden Niederschlages auf der Dachfläche, bewegt. Die Tympanon-Wand dekorirte der Dorier als Bildteppich, der Jonier als reale Wand.

Das verwendete Material bedingte den vollendeten Organismus des griechischen Daches; nur der Marmor gestattete diese idealste aller Dachformen, ferner aber auch die Ausschliesslichkeit dieses Materiales zum Tempelbau. Der Thon und das Metall, die Verwendung derselben auf jedem Gebäude oder die Abdeckung auch des profanen Baues mit dem ursprünglich hieratischen Aetos, machten die Darstellung jenes Organismus unmöglich; wir begegnen daher in der römischen Form einem weit realeren, welcher sich der Natur des gebrannten Thones und des Metalles sowie dem augenblicklichen Bedürfniss anschloss, welches nicht mehr ein ausschliesslich hieratisches im alten Sinne war. Der römische Tempel hielt lange an der überlieferten Form fest, so sehr sie sich auch frühzeitig schon mit christlichen Ideen mischte, da das kostbare antike Material nicht in dem Grade mehr wie einst zu Gebote stand. Im christlichen Sinne dagegen handelte der Römer bei der Eindeckung des Kuppeldaches, wo die Schutzdecke mit der darunter liegenden Raumdecke zusammenfiel, wo er also primitiv und besonders realistisch organisirte. Der römische Bau lieferte hiermit die christlich-spirituelle und materielle Form des Daches; erstere, welche sich stets als ein besonderes Schutzdach charakterisirte, eignete sich vornehmlich der Abendländer an, welcher selbst die Kuppel mit einer zweiten, die Schutzkuppel, deckte; letztere der Morgenländer.

Hatte sich der Römer schon des feinen griechischen Organismus sehr entäussert, so that dies der Christ der ersten Epochen noch mehr. Die rohe Ascetik des abendländischen Daches war durch das rohe Fabrikat der Decksteine, und dieses wiederum durch die ungeheuren Dachflächen der Dome bedingt; der ur-

sprüngliche Organismus vereinfachte sich bis zu einer allgemeinsten Andeutung seiner idealen Hülle, welche die Unvollkommenheit seiner Kernform treu wiedergab. Mit den antiken Rinnen schwinden auch deren ästhetische Endigungen in dem First und den horizontalen und schrägen Borden, sowie der Wegfall des Bildwerks im Tympanon das schräge weitausladende Geison entbehrlich machte; denn die christliche Gemeinde versammelte sich im Kirchenraume oder in Gott, nicht mehr wie die heidnische ausserhalb des Tempels. Erst mit dem Wiederbeginn der Rinnenbildung tritt eine Sima und die Bekrönung der Dachfirst mit Anthemienfächern, und mit der Auszeichnung der Tympanon-Wand das schräge Geison entschieden wieder auf, so roh sich auch diese Organe in den späteren Zinnenkränzen gestalteten, indem sie während der Epoche des Faustrechtes gleichzeitig eine Schutzwehr bildeten und die Weltanschauung jener Jahrhunderte treffend charakterisirten. Die Zinne prägt den romanisch-mohamedanischen Formenkomplex während und nach den Kreuzzügen, wo sich die geselligen Bande der spirituellen Weltanschauung durch den Materialismus ritterlicher Willkühr und Zügellosigkeit lösten, dadurch aus, dass sie unmittelbar hinter sich ein flaches Dach bedurfte und die Konservation desselben stets im höchsten Grade beeinträchtigt, weil dem Niederschlage kein freier Abzug gewährt wird. Der extreme Spiritualismus, welcher, mit der Materie spielend, die Endigungen der Borde und Firste, ins Ungeheure ausdehnte, verfiel nothwendig der Rache derselben, indem sie ihn theils an der Vollendung des Begonnenen verhinderte, theils frühzeitig in Trümmern legte, weil er sich eines Minimums von Monumentalität erfreute. Die Thurmspitzen der Spitzbogen-Kathedralen sind daher die unmonumentalsten Dächer und vollendeten sich nur in einigen wenigen Fällen.

Die Zinne beherrschte die Dachform während der ganzen Reihe von Protesten gegen die alte Weltanschauung im 15, 16. und 17. Jahrhundert, entwickelte sich aber allmählig in die sogenannte Attika auf Grund römisch-antiker Reminiscenzen und in Folge der realen Lebensanschauung, welche auf den Plattformen

der ländlichen Paläste keine kriegerischen Schutzwehren mehr, sondern leichte Brüstungsmauern und Gittern verlangten, welche sich, anstatt mit Festungsthürmen, mit Statuen und allerhand Bildwerken schmückten und durch ihre endlich überaus üppigen Formen, die sogenannten Ballustraden, das eigentliche Dach dem Auge des Beschauers gänzlich entzogen. Der Gegensatz zu den ersten Epochen, wo das Dach sich im Uebermass bemerklich machte oder in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar wurde, hatte sich auch in dieser Form vollendet. Dennoch zeichnet die grosse Zugänglichkeit und die Metallbedachung die spätere Form als einen höheren Organismus, als den vorangegangenen, welche Thatsache auch mit der Entwickelung der idealen Hülle harmonirte, die an die besten antik-römischen Monumente anknüpfte.

Die Gegenwart nähert sich entschieden der antiken Rinnenbildung an, während sie die Metallbedachung bevorzugt. Die Platten des heutigen Zinkdaches, welche dem Niederschlage leichten und schnellen Abfluss gewähren, wie der glatte Marmor, decken sich in ihrem Zusammenstosse, gleich den antiken, durch übergeschobene oder die Deckbleche, welche vor dem aufschlagenden Dachborde einzeln und in der First mit dem korrespondirenden der andern Seite gemeinschaftlich endigen. Die Idee des sogenannten Leisten- oder des schlesischen Zinkdaches ist die ursprüngliche, die griechische; ihre Form befindet sich wie sie selbst noch in der Entwickelung und wurde in letzter Zeit durch die Herstellung völlig reinen Zinkes und durch die Wellengestalt des Fabrikates ausserordentlich vervollkommnet. Noch erscheint sie nicht als entwickelter Organismus. Denn noch ist die heutige Gesellschaft eifrig bemüht, für ihre ersten sie neugestaltenden Bedürfnisse zu sorgen; noch befindet sie sich nicht im ruhigen Besitze einer neuen fertigen Kernform auf allen Gebieten ihres Strebens. Die Schnelligkeit, womit wir unsere neuen, tausendfachen Bedürfnisse befriedigen, gestatten uns noch nicht die künstlerische Ruhe, welche einst den Griechen gegönnt war und welche die Quelle jener konsequenten, logischen Gestaltung ist, die wir an denselben bewundern. Die bedeutende Höhe unsrer Formen, der spekulative Stockwerksbau, welcher noch

immer nur unsere Nothdurft befriedigt, entzieht das Dach dem Beschauer zu sehr, als dass derselbe die höehsten sittlichen Anforderungen an die tektonische Erscheinung machen sollte. Hüllen wir uns aber auch dereinst in einen vollendeten Organismus, der mit dem heidnischen korrespondirt, ohne ihm jemals völlig zu gleichen, so wird er doch durch den christlich-humanistischen Realismus, der sich durch eine Unzahl von Erfindungen bereichert und ebenso viel verschiedene Materialien nutzbar macht, sehr bedingt oder in jedem einzelnen Falle sehr modificirt erscheinen. Denn nicht alle unsere Deckmaterialien gestatten eine so flache Neigung und ein so freies Bildwerk, wie das griechische; und die Bedürfnisse der christlichen Gesellschaft, selbst in ihrer Vollendung, werden sich bei ihrer ausserordentlichen Vielseitigkeit in sehr verschiedenen sittlichen Graden befriedigen. Aber grade diese vielseitige Gestaltung macht das heutige Dach zum höchsten Organismus, zumal es die antike Neigung wiederum erreicht, ja übertroffen hat und sich auch der extremen Reminiscenzen, der Zinne und der Attika, zu entäussern anfängt.

Hiermit wurde der organische Zusammenhang aller tektonischen Formen des westlichen Kulturlaufes und ihre Bildung nach der Analogie des Menschen nachgewiesen, gleichzeitig, in Uebereinstimmung mit den die Gegenwart allgemein charakterisirenden Grundzügen des zweiten Kapitels, der augenblickliche Entwickelungsgrad des tektonischen Organismus bezeichnet. Hiermit soll das specielle Bedürfniss des Architekten, die Erkenntniss der wahren Bedeutung aller tektonischen Gestalten, befriedigt werden.

Natürliche Gründe verhinderten den Architekten bisher an der Erreichung seines Zieles. Die Gegenwart orientirte sich und thut dies noch unter dem Andrange einer unzähligen Menge neuer Bedürfnisse und unter der Betheiligung einer ebenso grossen Menge von Menschen, deren Bildungsgrad ein überaus verschiedener ist. Bei dem Beginne einer ausserordentlichen Individua-

lisirung des Geschlechtes waren daher Willkühr und Missverständnisse aller Art, Gedankenlosigkeit und Koketterie, üppiger Glanz, wo bescheidene Einfachheit, Beschränktheit, wo Geräumigkeit und Bequemlichkeit am Orte, kurz alle möglichen Geschöpfe ungezügelter Phantasie, Geldspekulation und subjektiver Laune, die natürlichen Auswüchse der gegenwärtigen Bethätigung des Menschen.

Diese Schlacken der heutigen Form üben nicht selten verderblichen Einfluss auf den edlen Kern derselben; das ist: die einheitliche oder harmonische Befriedigung aller Bedürfnisse der Menschen unter einander — durch dieselbe Befriedigung jedes einzelnen an sich. Trotz der vielseitigen Anstrengungen, trotz der kostbaren Erfindungen auf allen Gebieten der Wissenschaft, trotz der humanen Vergesellschafterung durch Genossenschaften, Vereine aller Art, begegnen wir nur selten dem sittlich-humanen Ernste, der vollendeten Einheit der Form an sich, noch fast überall einem unharmonischen Dualismus: sogenannten dekorativen Formen oder Zierarten, tektonischen, musikalischen, geselligen, religiösen, poetischen etc.; noch äusseren Hüllen, welche einen anderen Kern enthalten, als sie scheinen, Balken- und Säulenhüllen, welche zwar einen Kern, aber nicht einen organisch-nothwendigen Balken- und Säulenkern enthalten. Gesellschaftsformen ohne den Kern wirklicher Geselligkeit; musikalischen und malerischen Kompositionen, deren Grundidee höchst subjektive Phantasiegebilde, oder ermüdende Variationen verdunkeln. Man empfindet die Form, ohne sie zu denken, man bildet Formen ohne realen Zweck, die daher, weil sie ohne Analogie aus der Natur, der Menschheit unverständlich, daher gleichgültig, gleichzeitig aber auch schädlich, weil sie die natürlichen Rechte andrer Formen usurpiren, ja die dem bildenden Subjekt selbst oft unverständlich sind. Kurz, wir streben zwar nach einer endlichen Harmonie zwischen den beiden uns beherrschenden Gewalten: der Empfindung oder des Gefühles und des Verstandes oder der Reflexion: wir erreichten dieselbe aber noch nicht. Wir erhoben uns noch nicht zur Anerkennung des ganzen natürlichen Rechtes jedes Menschen, daher auch nicht jeder Form an sich; wir knüpf-

ten daher noch nicht endlich das allumfassende Band der christlichen Liebe. Nur die steigende Anerkennung jenes Rechtes knüpft dieses Band immer fester und fester; das Ziel unserer Kultur, die menschliche Glückseligkeit, ist die absolute Harmonie jener beiden Gewalten in jeder Handlung, weil diese die Quelle allgemeiner Verständlichkeit, daher grösster Nutzbarkeit wird; und die christliche Kultur erweitert nur den antiken Gesellschaftsorganismus, wo sich das Individuum zu jener Harmonie erhob. Die Geschichte wiederholt sich nicht, wenn jenes Urbild der Vollendung immer wieder am Horizonte unsrer Kultur auftauchte, damit sich jeder neue grössere Kulturkreis nach seiner Analogie schliesse, nachdem die Rohmaterialien hiezu gebildet wurden.

Der Grundcharakter der griechischen Form ist eine höchste Sittlichkeit oder höchste Verständlichkeit oder Nutzbarkeit für alle Zeiten, weil dieselbe identisch mit einer vollendeten Idee, und diese eine Analogie der Natur. Der Grieche verkörperte in einer Niobe, einem Laokoon, in seinen Göttergestalten sowie in deren Wohnungen, Analogien der Natur, nämlich menschliche Leidenschaften, Gefühle, Menschen, deren Wohnungen und deren bauliche Glieder, und diese waren faktisch absolut-vollendet gedacht innerhalb des heidnischen Kulturkreises. Wir können uns keine vollendeteren Einheiten an sich, als menschliche, denken; denn der Mensch ist die höchste Einheit an sich, der entwickelste endliche oder letzte Organismus der Natur; und derselbe wurde in jenen Gestalten vollendet gebildet; ebenso die ideale menschliche Wohnung, der Tempel, ebenso der Ausdruck des Schmerzes in einem Laokoon. Wir vermögen keinen höher organisirten Säulenstengel, als der griechische ist, innerhalb des monolithen Balkenbaues zu bilden, ebenso keine vollendetere Junktur der Säule mit dem monolithen Balken, weil sie vollendete Analogien der Natur. Und die Junktur der Säule mit dem Bogenbalken vermögen wir nur nach denselben organischen Grundgesetzen zu formen, welche der Grieche erkannte und nach welchen sich die natürliche Junktur selbst bildet.

Die Raphaelische Madonna, oder S. Peter zu Rom, sind zwar Glieder eines höheren Kulturorganismus, als der griechische Gott;

stehen hier aber nicht auf der Stufe des letzteren, sondern auf einer relativ-niederen. Beide Ideen, zwar Analogien der Natur — die christliche Gottidee — sind aber nicht absolut-vollendet innerhalb des christlichen Kulturkreises. Die Madonna repräsentirt die Vollendung des materiellen Extremes jener Gottidee, die allersinnlichste Darstellung derselben: ein Weib mit ihrem kleinen Kinde, welches den in den ersten christlichen Jahrhunderten vorwiegend verehrten, idealen Mann, Christus, ergänzte. Sowie in den Anachoreten, welche im Anfange der christlichen Kultur die Welt mit ihrem Heiligenscheine erfüllten, der christliche Idealismus zur extremen Darstellung gelangte, ebenso herrschte in den letzten christlichen Jahrhunderten vornehmlich durch die Weiber der extreme Materialismus. Die Madonna war der malerische Ausdruck extremer Begeisterung und Verehrung für die Weiblichkeit, nachdem dieselbe gleich dem Teufel gemieden, das ascetische Mönchsthum entstanden, und dessen Fesseln die Kreuzzüge gelöst hatten. Erst heute gewinnt das Weib die Stellung zum Manne und die Achtung von ihm, worauf sich die humane Einheit aller Menschen gründet. Wir begegnen daher heute keiner extremen Verherrlichung des Weibes, keiner Madonna, dafür aber auch einer allgemeineren Anerkennung seines natürlichen Rechtes und deren unendlich verschiedener bildlicher Darstellung, in unserem Genrebilde.

Erst die Gegenwart erhebt sich zur Darstellung der humanen Einheit des christlichen Gottes; sie erst tritt dem Griechen ebenbürtig zur Seite durch die harmonische Bildung einer unendlichen Reihe von Gestalten; aber auch erst durch ihn, so hoch sie auch einst über ihm stehen wird — nämlich durch die Aufnahme aller Gestalten, auch des Weibes und des Heloten in einen einzigen Kreis.

Welche andere Bedeutung hätte die heutige individuelle Entwickelung, die überaus vielseitige Anerkennung des Individuums, die gleichlaufende Kultur aller Wissenschaften und die Ergänzung derselben unter einander; welche andere Bedeutung hätten die heutigen politischen, socialen und kommerciellen Vereine, die Fluth von Romanen, Dramen und Genrebildern aller Art, die Eisen-

bahnen, die Städte mit ihren öffentlichen oder gemeinnützigen Anstalten der verschiedensten Gattung, Kaulbachsche Kulturgemälde, ein Kosmos, ein Schinkel, neben den heutigen Repräsentanten der extremen Vergangenheit, neben der Kirche und dem Palaste, dem Zunftzwange, Mönchs- und Ritterthume; welche andere, als die Verallgemeinerung aller geistigen und leiblichen Genüsse auf alle Menschen der Gesellschaft, die endliche Darstellung einer ersten vollendeten christlichen Einheit aller menschlichen und künstlerischen Organismen — einer Einheit Gottes, denn nur diese war bisher der alleinige Gegenstand der Darstellung — auf der Basis der Antike? Schon der unbedeutendste Roman, das einfachste Sittengemälde, beglückt heute eine ungeheure Menge mit harmonischen Genüssen [so tief dieselben auch stehen], welcher einst ein einziger, alle übrigen verkümmernder und sehr zweifelhafter Genuss, der Anblick bunter unverständlicher Bilder, düsterer und labyrinthischer Räume, gewährt war. Welche Wirkung auf die Bildung des Menschen übt ein kleines Genrebild sowie ein Bild im Treppenhause des neuen Berliner Museums, im Vergleich zu dem sittlichen Bewusstsein, welches der Mensch aus dem verwirrenden Anblick unzähliger Heiligenbilder schöpfte! Welch' allseitiges Wohlergehen fliesst aus der heutigen Beschränkung der Kirche und des Palastes! Diese Formen usurpiren nicht mehr die Rechte fast aller übrigen Bedürfnisse der meisten Menschen, wie einst im 12. und 18. Jahrhundert, und die Gegenwart fletrirt nicht mehr, wie damals den Stoff oder den Geist, um in ein doppeltes Siechthum zu verfallen. Grade die Kleinheit, die vielverachtete, der heutigen Formen, und die Reinheit ihrer Gestalten drückt der Gegenwart den originalen Stempel auf, wie einst die Kleinheit und Reinheit der griechischen Form dem heidnisch-vollendeten Zeitalter. Auf keinem Gebiete der Wissenschaft überragt ein Individuum alle übrigen absolut; und die menschliche Energie koncentrirt sich nicht mehr auf wenigen Gebieten, zum alleinigen Vortheil einiger Auserwählter, welche ohne Gegengewicht entarten mussten, während sich die Grösse unsrer Formen sowie ihre Potenz mit allen der Vergangenheit misst. Erzeugten wir heute einen Göthe, so ge-

nössen wir nichts von Alledem, was seine Zeit faktisch entbehrte; derselbe war eine Konsequenz seiner Zeit oder seiner Umgebung und die Geschichte wiederholt sich nicht.

Trotz der Widersprüche extremer kirchlicher und ritterlicher Reminiscenzen der Vergangenheit, welche die Gegenwart in einem Sündenpfuhle von unendlicher Tiefe versunken wähnt; trotz der gedankenlosen Willkühr, einer künstlerischen Freiheit, die nur der eignen und der Laune Dessen fröhnt, für den sie bildet und dessen Geschmack sie willig zu dem ihrigen macht, die, vor Gesetzen und Gedanken scheu, sich nicht um den Gedanken kümmert, den sie in ihre Form gehüllt; trotz jener Künstlerschaft, die die Natur nicht braucht und sie daher verhöhnt, die Alles sich erlaubt und sich nur um so fester in unzerreissbare Fesseln bindet; trotz aller Illusionen bereitet sich die Gegenwart entscheidend vor, sich zu vollenden, war keine Zeit religiöser [im höchsten Sinne] oder handelte vollendeter, als sie — durch die beginnende Beschränkung jeder Form auf ihre christlich-reinen Grenzen. Sie wird die Hindernisse überwinden, mit denen sie in diesem Augenblicke kämpft, wenn sie dereinst ins Haupt des ersten christlichen Organismus gestiegen, völlig orientirt, von ihrem eignen Bewusstsein dazu gezwungen ist

Das steigende Bewusstsein ist die mächtige ewige Triebkraft unseres Fortschrittes, der kein Individuum widersteht; sie wird auch den Architekten zur Verlassung seiner Irrthümer zwingen. Wie jeder Mensch wird auch der Architekt von den Schwankungen der Kultur getragen, durch welche sich der Hals des christlichen Organismus erhebt. Nach dem Kulturgesetz ist Schinkeln eine Reaktion gefolgt, die im Begriff steht ihre letzte Konsequenz zu ziehen; und da wir faktisch noch nicht orientirt, wiederholt sich nothwendig jenes Spiel in umgekehrter Folge. Von Anfang an trug jene christliche Reaktion in sich den Keim zur antiken Opposition; und diese ist natürlich dort am stärksten, wo sie in Schinkel einst so hoch gestiegen war, dass sie die stärkste Reaktion zur Folge hatte. Die „Tektonik der Hellenen“ ist das gewichteste Moment der neuen Aktion, schon seit den vierziger Jahren Denn sie offenbarte ganz die Konsequenz der

griechischen Handlungsweise — der humanistischen — und entdeckte uns mit dem ursprünglichen Gedanken der antiken Formen die Gedanken aller übrigen. Wir erheben uns durch sie zum Vollbewusstsein der tektonischen Handlung. So theuer auch die Illusionen, die sie vernichtete, so rettet sie uns doch aus Fesseln, welche vielfach schmerzten. Sie wird die Basis jener neuen Aktion.

Die Nutzanwendung der „Tektonik“ oder der Erkenntniss der vollendeten Einheit an sich — der griechischen Form — auf die Entwickelung der Grundidee der gegenwärtigen Form, der vollendeten Einheit aller Formen unter sich: mögen einige Beispiele erläutern.

1. Die Wand des griechischen Tempels bestand aus dem besten Materiale, zeigte daher die dichtest-gefügte oder vollendeteste Kernform, und diese in der entwickeltesten Hülle; d. h. sie war im höchsten Grade monumental, nach der Analogie der höchst-organisirten natürlichen oder menschlichen Kernform. Hiernach gilt die heutige Wandform, in jedem Falle der unendlichen Reihe von verschiedenen Gestalten, als vollendet, wenn sie gleich der griechischen, in Kernform und Hülle die Analogie der menschlichen, wenn also ihre Kernform ein glattes Flächen-Kontinuum von bestimmter Stärke ist, dessen Elemente, in Gemässheit der Natur des verwendeten Materiales, sich dicht gefügt, ferner wenn die Kernform in einer ihr Wesen offenbarenden und ihrem Materiale, dem sittlichen Kerne, entsprechenden Hülle erscheint. Also sowie der Grieche nur die aus dem besten Materiale bestehende und daher dichtest-gefügte Kernform in den entwickeltsten symbolischen Organismus hüllte, ebenso haben wir immer nach der, von dem verwendeten Materiale gestatteten, höchsten Dichtigkeit der Kernform zu streben, dieselbe stets in Gemässheit des Materiales zu konstruiren und sie nur in das dem Kerne entsprechende Gewand zu hüllen. Daher ist eine aus Ziegeln konstruirte Wand, welche mit unserem gewöhnlichen Kalkputz überzogen und sich mit den Symbolen der höchsten Organisation einer tragenden oder verhüllenden Wand schmückt, die oft noch aus einem unmonumentaleren Materiale, als jener Ueberzug, ge-

bildet, eine nicht vollendet-christliche Form. Dasselbe gilt von einer Wandform, deren konstruktiver Kern der Form der verwendeten Elemente gradezu widerspricht und jede dichte Fügung verhindert, wie z. B. die gequaderte, in welcher, durch das Vor- und Rückspringen der Quader, der Verband der Kernform zerrissen wird; dasselbe von der Wandform, deren Quadern aus blossem Putz hergestellt, überhaupt von jeder gequaderten Wandfläche; denn die Quader verneint geradezu das Grundwesen des baulichen Gliedes, weshalb sie auch mit ihren tausend kleinen Wasserfängen, Tropfkanten und feuchten Winkeln den Keim zu einer sofortigen und rapiden Desorganisation in das bauliche Glied hineintragen. Die gequaderte Wandform ist die allerunmonumentalste Form und versinnbildlicht frappant eine krankhafte Anschwellung des künstlerischen Organismus, nach der Analogie der natürlichen.

2. Ebenso widerspricht dem Grundgedanken der Antike — das höchste sittliche Bedürfniss mit den sittlichsten Mitteln zu befriedigen — die Ueberwölbung eines Mauersturzes mit einem halbkreisförmigen Bogen, sobald sie aus blosser Liebhaberei, aus blossem sinnlichen Gefallen an dieser Form, also ohne konstruktives oder reales Motiv, gewählt, oft unbequem, verfinsternd wirkt, wo möglichst vieles Licht in einem kleinen Raum gespendet werden soll, sobald dem Bedürfniss der Ueberwölbung der Aufwand eines Stichbogens z. B. genügt. Der Handelnde befindet sich in einem solchen Falle in den Fesseln seiner Laune und ist nichts weniger als künstlerisch-frei.

3. Der Grieche baute stets im Style des Bedürfnisses, immer in einem Style; nie in einem beliebigen Style der Vergangenheit. Er befriedigte daher das wohnliche Bedürfniss eines humanen Gott-Menschen, welcher in würdigster Weise die Ovationen eines Einzelnen entgegennahm, nicht mit einem labyrinthischen Raum, dessen grösster Theil todt, sondern mit einem die Realität und Idealität der griechischen Gottidee erfüllenden Raume, welchen der Glanz des Götterbildes durchstrahlte. Wir bilden nach dieser Analogie einen christlich-vollendeten Kirchenraum, wenn derselbe dem realen und idealen Zwecke der christlich-vollendeten

Gottesverehrung in allen seinen Theilen genügt, wenn er vor Allem keine todten Räume zeigt. Wir erreichen dieses Ziel nicht, wenn wir die Befriedigung des kirchlichen Bedürfnisses durch die Mittel verschmähen, welche uns heute die Synthese des monolithen und gewölbten Balken liefert und allein die grösste Einheit des Raumes gestattet. Wir verhöhnen unsere eigne höhere künstlerische Potenz, wenn wir, ohne jeden Nutzen für die Menschheit, bloss die individuelle Illusion oder den Hang zur extremen Reminiscenz, unbestimmte Gefühle von kirchlicher Feierlichkeit, welche frühere, auf einer weit tieferen Stufe sittlicher Bildung stehender, Geschlechter besassen, befriedigen, und uns dadurch den Genuss des Gottesdienstes verkümmern; wenn wir die Konsequenzen extremer Ueberwölbung, extremer Grund- und Aufrisse, z. B. die Filigranarbeit gebrechlicher Thurmspitzen, hohe Dächer, den Spitzbogen, oder jene selbst in der Meinung nachahmen, stylgerecht zu bauen; oder wenn dies aus Rücksicht auf die Anschauungen des Laien geschieht; wenn der Künstler ihn zum kompetenten Richter macht, während er sein Lehrer ist. Es giebt keinen logischen Grund, der uns in einem Falle verhinderte, auf Grund unserer höheren Potenz von der Konstruktionsweise der Vergangenheit abzuweichen.

4. Ebenso widersprechen dem Grundgedanken der Antike — der harmonischen Einheit an sich — alle Scheinarchitekturen, wie die sogenannten Risalite, dekorativen Pfeiler, willkührliche Zusammenziehungen mehrer Stockwerke, womit man sogenannte Gruppirung, Schattenwirkung, schlanke Verhältnisse etc. erzielt, Dinge, die ohne reale Funktion, ohne organischen Kern, die, gedankenleere Formen, nur die eine Seite der menschlichen Natur — die Sinnlichkeit — befriedigen, die daher das Wesen des ganzen Organismus gradezu verleugnen und von jeder Monumentalität abstrahiren. Gleich Koketten behängt man sich mit leerem Putze, nach Effekten haschen, nennt man hohe Kunst. Es ist vergeblich dieses Streben, aus Dingen zu machen, was sie nicht sind; es ist umsonst, einem gewöhnlichen städtischen Miethhause mit niedrigen Stockwerken die äusseren Verhältnisse eines Palastes zu geben. So unsittlich handelte der Grieche nie.

Diesen Beispielen liessen sich noch ebensoviele anschliessen, als es noch tektonische Formen giebt. Der Styl der Gegenwart vollendet sich, wenn alle Formen in dem eben angedeuteten Sinne von dem Grundgedanken der Antike durchdrungen werden. Nur in diesem Sinne hat der griechische Tempel eine praktische Bedeutung für die Gegenwart, dieselbe ist aber auch dafür von einem allumfassenden Umfange. Ebenso unzweifelhaft ist daher die hohe praktische Bedeutung der „Tektonik der Hellenen“; denn die Grundbedingung jeder vollendeten Praxis ist das volle Bewusstsein Dessen, was man thut; dies stützt sich auf das Verständniss der Ueberlieferung, namentlich auf das des griechischen Tempels; und hiezu lieferte Böttticher den letzten Schlüssel.

Wie leicht die Einwürfe gegen die „Tektonik“ wiegen, beweist schon der zwanzigjährige harte Kampf mit den Gegnern, ohne dass sie unterlag; es mehrten sich vielmehr ihre Anhänger, wenn auch nicht mit Geräusch. Der gewöhnlichste Einwand ist: Böttticher ist kein routinirter Praktiker, er könne der Praxis daher nichts nützen: — als ob der mit unzähligen Bauten und anderen Geschäften überhäufte praktische Architekt, zumal wenn er Beamter ist, jemals diejenige Musse und Unbefangenheit zum Studium, zur Versenkung in wissenschaftliche Theorien, Probleme, gewinnen könnte, die allein ein solches Resultat der Forschung zur Folge hat; und als ob die grosse Praxis jemals ohne Theorien, ohne neue Erfindungen, von denen sie die wenigsten gedacht, bestehen könnte. Die Einwände gegen die „Tektonik“ sind übrigens meist persönlicher Natur oder gegen die Person des Verfassers gerichtet; auch dies spricht für die Sache. In der That wurde bisher das eigentliche Resultat der „Tektonik“ nicht widerlegt, eben weil sich die Wahrheit nicht widerlegen lässt. Daher bedarf es einer näheren Erörterung, warum dieses kulturhistorische Phänomen bisher dennoch nicht zur vollen Würdigung gelangte, worauf am Ende doch jede Wahrheit Anspruch macht.

Keiner Wahrheit wurde bisher der harte und lange Kampf gegen den Irrthum erspart; denn sie entspringt immer im Schoosse des mächtigeren Gegners, sofort mit dem Beginne seiner Herrschaft. Nur durch das Dickicht des Irrthumes gelangt der Mensch

zu der Lichtung der Wahrheit [denn er ist bestimmt, sich selber von einem minimalen Bewusstsein zu einem absoluten zu schwingen]; auch diesmal; immer unterlag sein Fortschritt dem Gesetze der Attraktion und Repulsion der Kulturelemente.

Ferner aber begann mit jener Reaktion, welche Schinkel folgte, diejenige Thätigkeit und Beweglichkeit des Geschlechtes, welche wir noch jetzt bewundern, die den Menschen aber auch ebenso oft ermüdete, als verwirrte. Der moderne Realismus mischte sich mit allen Reminiscenzen der Vergangenheit. Das Geschlecht hatte eine Unzahl neuer Bedürfnisse zu befriedigen und gleichzeitig drängte sich ihm eine ungeheure Menge neuer Forschungen auf, auf deren Basis es jene befriedigen oder vollenden sollte. Preussen suchte dieses Ziel durch eine pãntektonische Ausbildung des Bau-Beamten zu erreichen und wurde zu dieser ökonomischen Universalität mehr als irgend ein andrer Staat, durch seine europäische Bedeutung, durch die besondere Realität seiner Verhältnisse, gezwungen. Abgesehen nun von den persönlichen Feinden Böttichers, welche theils verdriesslich über den Verlust ihrer bisher für heilig gehaltenen Dogmen, über die Nothwendigkeit bequemere Pfade zu verlassen und unbequemere der Spekulation zu wandeln, und deren zarte Künstlernaturen theils durch die oft eckige Form der Wahrheit verletzt wurden; abgesehen von den extremen Reminiscenzen, welche sich in der Praxis gegen jede Theorie, besonders gegen jede Kunst-Theorie abschliessen, welche dieselbe überhaupt nicht gestatten, weil das Kunst-Genie einer solchen nicht bedürfe, welche an ein unbewusstes Genie und dergleichen Phantasmen glauben; abgesehen von Denen, die ohne zu wissen, was sie verdammen, oder preisen, dennoch verdammen, oder preisen; abgesehen endlich von der Realität der heutigen Verhältnisse überhaupt, die uns zwang, nothdürftige Bedürfnisse zu befriedigen und den grössten Theil unsrer künstlerischen Potenz absorbirte, welcher nicht die Musse gegönnt war, sich mit Theorien zu beschäftigen; abgesehen hievon: dürfte besonders die pãntektonische Ausbildung und Praxis des preussischen Baubeamten als die Ursache der bisherigen Vernachlässigung der „Tektonik“ gelten. Die Ausbreitung des

jungen studirenden Architekten über alle Gebiete der Baukunst [welche thatsächlich zahlreicher, als die irgend einer andern Kunst oder menschlichen Beschäftigung sind, nämlich auf Grund jener Ausbildung] gestattete das specifische Studium eines derselben, unter strenger Befolgung der gegebenen Vorschriften, nicht. Wenige Ausnahmen abgerechnet, welche aber alle die gesteckten Grenzen nicht innehielten, wurde daher der Studirende an dem gründlichen Studium eines ebenso voluminösen, als tiefen wissenschaftlichen Werkes verhindert. So oft auch dasselbe behauptet wird, so selten hat es wirklich stattgehabt. Noch weniger gestattete die überhäufte Praxis des Beamten die Theilnahme an einem solchen Werke, welche oft gar nicht angeregt worden war. Daher begegnete man der „Tektonik“ meist mit Gleichgültigkeit, Geringschätzung, ja mit Hass und Verachtung.

Allein sowie jeder Druck unfehlbar seinen Gegendruck findet, erzeugte jene pãntektonische Ausbildung die Opposition in ihrem eignen Schoosse; dem Streben nach Universalität trat das Streben nach höchster Einseitigkeit entgegen, zumal nachdem die neuen Bedürfnisse der Gegenwart ihre erste Gestalt gewonnen, die Nothdurft befriedigt und das Bedürfniss nach ihrer Vollendung rege geworden war. Die Unmöglichkeit, bei der grossen Ausdehnung der sehr verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete der Baukunst, alle zu beherrschen, beschränkte die meisten Individuen auf ein bevorzugtes Gebiet; die Theilung der Arbeit, die individuelle Entwickelung nahm ungehindert ihren Lauf, ja die Reibung der Gegensätze erzeugte eine vorher nie gekannte, potente Einseitigkeit, z. B. auf den Gebieten des Land- und Wasser-, des Maschinen- und Eisenbahnbaues.

Beide Gegensätze: die allesumfassende Universalität und die den Gedanken auf beschränktere Grenzen koncentrirende Einseitigkeit, stehen sich augenblicklich völlig gleichberechtigt gegenüber und nur durch ihre Verschmelzung erreichen wir unser Ziel. Einen Beitrag hiezu liefert das vorliegende Resultat eines einseitigen Studiums, das des Hochbaues, welches sich aber auf die Universalität, die Folge jener pãntektonischen Ausbildung, stützte. Wir befriedigen unsere Bedürfnisse durch eine fortge-

setzte Individualisirung, dadurch dass das Individuum, sich auf die Bebauung eines Feldes vornehmlich beschränkend, dasselbe am meisten befruchtet und Erfindungen macht, gleichzeitig aber nicht den Zusammenhang seiner Thätigkeit mit jeder anderen verliert, sich vielmehr einer gewissen Universalität befleissigt oder nach einer organischen Einheit seiner Wissenschaft mit allen übrigen strebt.

Die „Tektonik“ ist das Resultat einer höchsten einseitigen Bethätigung des Individuums und fand seine Anerkennung durch jene ergänzende Universalität, zu welcher nur den preussischen Architekten besondere Anregung wurde. Ebenso finden alle unsere Erfindungen, z. B. die Eisenbahnen, die Photographie, ein Kosmos sowie ein Kaulbachsches Kulturgemälde ihre ganze Würdigung durch eine Einheit aller Wissenschaften, deren Kinder sie selbst sind — durch das Mittel höchster Einseitigkeit.

Somit erscheint die Tektonik nicht als die Fixion eines müssigen Kopfes, sondern, ebenso wie ihre bisherige Vernachlässigung, als ein Glied unseres Kulturorganismus, in welchem sich gleichzeitig diese Abhandlung als solches einreiht und als augenblicklich letztes Glied desselben das gegebene Kulturgesetz bestätigt.

Und wir haben thatsächlich unsre Nothdurft nahezu befriedigt, unsre dringendsten Bedürfnisse haben ihre erste Gestalt gewonnen, unter dem ersten Rausche der Reproduktion der ganzen vergangenen Kultur. Wir sind demnach gezwungen, an die Vervollkommnung jener Gestalt zu gehen; an einem Wendepunkte der Geschichte angekommen, ist ein neuer, tieferer Rückblick auf die ganze Vergangenheit unerlässlich; und dieser kann nur mit dem Rückblicke auf die Antike beginnen, für den Architekten mit dem gründlicheren Studium der „Tektonik“. Es fliesst für ihn keine reinere und gediegenere Quelle aus einer anderen Spalte der Kultur — seit zwanzig Jahren.

Die Zeit der Universalgenies ist vorüber; die Gegenwart bedarf weder eines Napoleon I., noch eines Göthe; sie gestattet solche extreme Gestalten nicht mehr, dieselben wären heute unorganische Erscheinungen der Kultur. So oft auch heute plötz-

lich eine solche emportaucht, so oft und plötzlich verschwindet sie auch wieder. Auch ein Schinkel vermag sich unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr zu bilden: keiner empfand das Bedürfniss der Theilung der Arbeit dringender. Die Universalität des Papstthumes brach unter der Wucht der individuellen Bestrebungen des 14. und 15. Jahrhunderts zusammen, nicht um sich mit dem Extrem zu einer harmonischen Einheit zu verschmelzen, sondern um dieses zur vollen Herrschaft gelangen zu lassen. Es wäre daher auch eine extreme Reminiscenz, wenn der heutige Architekt gleichzeitig Maler oder Bildhauer etc. sein wollte, weil es z. B. ein Michel Angelo war. Die Künstler jener Jahrhunderte vermochten, trotz der damaligen individuellen Entwickelung, ihre Gedanken nicht in dem Grade auf einen Punkt zu koncentriren, die ihnen den Erkenntniss des Grundwesens der Antike gestattet hätte, wie heute einem Bötticher. Die „Tektonik“ ist also kein zufälliges Gebilde der menschlichen Kultur, sondern sowie jedes andere Gebilde ein organisches Glied desselben, aber ein solches von höchster Bedeutung. Und die Loosung des gegenwärtigen Styles auf allen Gebieten der Kunst ist: höchste Einseitigkeit oder Koncentration der Thätigkeit auf einen Punkt, bei organischer Verbindung derselben mit jeder andern. Eine weiteste Nutzanwendung dieses Satzes finden wir im Kosmos; eine engere fast auf allen Gebieten unserer Thätigkeit, z. B. auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues. Zur letzteren wurde die Gesellschaft durch die dringendste Sorge für die grösste Sicherheit auf dem von ihr am meisten frequentirten Terrain zuerst gezwungen. So vielseitig auch die Praxis dieser Beamten ist, so koncentrirt sich doch ihre Thätigkeit, mehr oder weniger, auf ein Specifikum, die Bahnlinie, während das Bedürfniss der Hoch- und Wasserbauten wenig variiret, ersteres zumeist roher Natur oder sich auf wenige Schemata reducirt, bei aussergewöhnlichen Anlagen, sowie das des Maschinenbaues, von Specialtechnikern befriedigt wird. Diese von den heutigen Verhältnissen bedingte Vertheilung oder Einseitigkeit der Arbeit macht übrigens ihre gerechten Ansprüche auch bei den specifischen Wasser- und Hochbauten bereits gel-

tend und erscheint als eine natürliche Folge der universellen Bildung des heutigen preussischen Baubeamten, welche wohl ein Ganzes leiten und bei einem bestimmten Umfange auch den einzelnen Species genügen kann, aber in besonderen Fällen, wo die eine oder hauptsächlichste Species namentlich in Anspruch nimmt, dem komplicirten Gesammtganzen faktisch nicht genügt, wenn ein harmonisches Ganze geschaffen werden soll. Gerechtfertigt bleibt dabei dennoch die pãntektonische Ausbildung, wenn sie nämlich hauptsächlich als die, jede spätere extreme Einseitigkeit parallelesirende, Grundlage angesehen wird und ihre praktische Verwendung nur in denjenigen Fällen findet, wo es eines specifischen Fachmannes nur sehr selten bedarf — in der kleinen, provinziellen Praxis. Gleichzeitig wird sie ein Probirstein für die Fähigkeit des Individuums, welches bei der faktischen Unmöglichkeit, alle Gebiete der Baukunst gleichmässig zu beherrschen, sich selbst für eine ihm entsprechende Synthese der beiden Gegensätze zu bestimmen, gezwungen wird. Diesen Vortheil hat der preussische Architekt vor allen anderen voraus, und so unbequem auch oft der Weg ist, den er wandelt, so macht er doch deshalb Ansprüche auf die höchsten Erfolge.

Das Gesammt-Resultat dieser Abhandlung fasst sich demnach kurz zusammen, wie folgt:

Das allgemeine organische Gesetz jeder Entwickelung oder Bewegung — die Attraktion und Repulsion elementarer Gegensätze des Geistes und Stoffes — beherrscht auch die menschliche Kultur, sowie jede ihrer Formen; das specielle Gesetz derselben ist der Organismus des Menschen oder ihres Helden; und insofern sich die Thatsachen der Gegenwart als Konsequenzen dieses Gesetzes erweisen, bestätigen sie dasselbe. Trotz aller Reminiscenzen der Vergangenheit, deren ausserordentliche Menge sich als eine organische Erscheinung erklärt, ist der Styl der Gegenwart ein ebenso originaler, wie jeder vergangene; doch er vollendete sich noch nicht. Der neue Schmetterling entpuppte sich noch nicht; man nahm zumeist die Puppe für den Schmetterling; jene, die direkten Reminiscenzen der Vergangenheit, verhüllen diesen noch, den Kern, die sich vollendende Einheit aller Formen unter

sich, auf Grund des Urbildes der Vollendung. Jede Form ist eine Kunstform oder es giebt nur eine Form, das ist die Kunstform: dieser Grundgedanke des gegenwärtigen Styles allein befruchtet uns zur Vollendung. Wo wäre auch die christliche Grenze zwischen Kunstformen und anderen Formen, während doch jede menschliche Handlung die Verkörperung einer menschlichen Idee ist, sowie jede göttliche Handlung, jede Naturform, die eines göttlichen Gedankens. Es giebt nur unendlich-verschiedene künstlerische Organismen; denn die beiden Naturen des Menschen sind untrennbar, so oft man sie auch zu trennen glaubt und so viele Versuche gemacht wurden, sie zu trennen; wir empfinden und denken immer gleichzeitig; wir befriedigen mit jedem realen Bedürfnisse ein ideales oder immer ein sittliches, weil uns hiezu unsere Natur zwingt. Doch zur vollendet-sittlichen oder harmonischen Form, zur Harmonie oder zu dem Gleichgewichte beider Naturen, zur vollendeten Einheit an sich, zwingt uns die Natur nicht, sondern nur unser eignes Bewusstsein, dessen Schöpfer wir selbst sind, dessen Grösse daher der Maassstab der menschlichen Würde wird. Und jene Reihe von Organismen bildet eine vollendete Einheit unter sich, wenn jeder derselben eine vollendete Einheit an sich; denn eine Harmonie zwischen zwei Menschen oder deren Handlungen ist nur denkbar bei der Harmonie der beiden Naturen in jedem einzelnen Menschen oder in seinen Handlungen. So wenig daher S. Peter zu Rom mit der Befriedigung aller übrigen sittlichen Bedürfnisse des 15. und 16. Jahrhunderts harmonirt, ebenso wenig ist er eine vollendete Einheit an sich. Jenem Grundgedanken widerspricht daher auch jede Unterscheidung einer profanen und sakralen Architektur. Dieselbe ist auch eine direkte Reminiscenz der christlichen Vergangenheit; mit ihr wird wie dort die einheitliche Quelle aller menschlichen Bedürfnisse geleugnet und deren einheitliche Befriedigung unmöglich; sie ist die Konsequenz des Glaubens an einen Gott und einen Teufel oder an einen unharmonischen Dualismus der Natur, des Glaubens an eine reine und unreine Quelle unsrer sowie der Natur überhaupt. Die Kirche sowie die Scheuer befriedigen ein sittliches Bedürfniss, jene nur

ein höheres, als diese; denn das Gotteshaus, welches uns neben der Andacht, Sicherheit, Gesundheit und Bequemlichkeit nicht bietet, genügt uns ebensowenig, als eine Scheuer, welche, obwohl als völlig geschützter Ort, aus rohen Baustämmen konstruirt ist; und jenes ist ein höheres, als dieses, weil sich dort eine höhere Manifestation des menschlichen Geistes in besseren Materialien, durch eine entwickeltere Kernform und Hülle verkörpert, als hier. Ein rein-materielles Bedürfniss kennt der Mensch überhaupt nicht; denn bei der Befriedigung jedes Bedürfnisses nimmt die Verwendung des Materiales die Reflexion sofort in Anspruch. Man identificirt gewöhnlich das sogenannte rein-materielle Bedürfniss mit dem thierischen, man nennt den Hunger z. B. ein thierisches; allein der Mensch folgt nur auf der tiefsten Stufe sittlicher Bildung dem sinnlichen Triebe unmittelbar; er isst stets mit Ueberlegung. Während jede menschliche Handlung eine mehr oder weniger bewusste Einheit zweier Gegensätze, ist jede thierische der unfehlbare Ausfluss des einseitigen Instinktes.

Schema

des Kulturorganismus oder der Geschichte.

Der westliche Kulturlauf.

I. Die Basis	4100 — 2850	v. Chr.
II. Der Unterkörper, das Heidenthum	2850 — 350	— —
1. Die Basis	2850 — 2500	
2. Der Unterkörper	2500 — 1800	
3. Das Becken	1800 — 1500	
4. Der Oberkörper	1500 — 800	
5. Die Decke	800 — 350	
III. Das Becken, das Römerthum	350 — 350	nach Chr.
IV. Der Oberkörper, das Christenthum	350 — 2100 (?)	—
1. Die Basis	350 — 600	
2. Der Unterkörper	600 — 1100	
3. Das Becken	1100 — 1300	
4. Der Oberkörper	1300 — 1800	
5. Die Decke	1800 — 2100.	
V. Die Decke	2100 — 3300 (?)	

Hierauf beträgt die Dauer jedes Gliedes

Des Kulturlaufes:

I. Die Basis	1250 Jahre
II. Der Unterkörper, Heidenthum	2500 —

1. Die Basis	350 Jahre	
2. Der Unterkörper	700 —	
3. Das Becken	300 —	
4. Der Oberkörper	700 —	
5. Die Decke	450 —	
III. Das Becken, Römerthum		700 Jahre
IV. Der Oberkörper, Christenthum		1750 —
1. Die Basis	250 Jahre	
2. Der Unterkörper	500 —	
3. Das Becken	200 —	
4. Der Oberkörper	500 —	
5. Die Decke	300 —	
V. Die Decke		1100 Jahre.

Nach diesem Schema ist die westliche Kultur des Menschengeschlechtes 4100 × 1863 = rot. 6000 Jahre, die vorchristliche 4100 Jahre alt. Nicht die Schöpfung datirt hiernach vom Jahre 4100 vor Christus, sondern diejenige Kultur des Menschen, welche nicht mehr von einer Erd-Revolution unterbrochen wurde, welche also ihren Anfang nahm, als der Zustand der Erde eine ununterbrochene Entwickelung gestattete.

Die Zahlen des Schema sind rund, doch halten sie sich stets in der Nähe bestimmter Data der Geschichte, welche sich als Hauptwendepunkte der Kultur charakterisiren, nämlich:

Der Zug der Hyksos wurde bisher in den Anfang des zweiten Jahrtausends vor Christus gesetzt; und die Vertreibung derselben begann schon im 16. Jahrhundert.

Die griechische Kultur nimmt ihren für die heidnische entscheidenden Lauf zwischen der Lykurgischen Gesetzgebung und der ersten Olympiade, 880—775, während das assyrische und ägyptische Reich völlig untergegangen; ihr definitives Ende schon mit Philipp von Macedonien und Alexander.

Warum das konstantinische Zeitalter als der Beginn der christlichen Kultur angesehen, wurde schon gesagt. Mit den Nachfolgern Justinians, unter welchen sich das oströmische Reich

gegen den Islam nur durch die furchtbarsten Anstrengungen hielt, ferner, mit den Khalifen und den Majores Domus in Franken, beginnt eine so neue Kulturströmung, dass das Jahr 600 als der Anfang des christlichen Kultur-Unterkörpers angesehen werden kann.

Die Kreuzzüge dauern bekanntlich von 1096—1291; mit Petrarka, Dante, den neuentstandenen Universitäten, den neuen Erfindungen im Anfange des 14. Jahrhunderts, sterben bereits die alten Kulturblüthen ab, es entwickeln sich neue, welche am Ende des 18. Jahrhunderts völlig entarteten.

Die Zahlen des Schemas machen also keineswegs Ansprüche auf grosse Genauigkeit; es sollten, wie gesagt, nur die Grundzüge des Systemes gegeben werden. Dennoch zeigt der Kulturorganismus die Proportionen des menschlichen.

Es darf auch nicht befremden, dass das zweite Kapitel immer nur ein Glied des Kulturorganismus, ohne weitere Rücksicht auf die übrigen oder auf den ganzen Organismus betrachtet, dass es z. B. von den Füssen des christlichen Organismus, ohne Rücksicht auf den sich doch gleichzeitig [auch von Anfang an] entwickelnden Kopf, spricht. Diese Betrachtungsweise geschah analog der wirklichen Entwickelung des Menschen, welcher die des Kulturmenschen analog ist. Auch letzterer trägt von Anfang an alle Momente seiner Bildung in sich; auch hier bekämpfen sich, wie im Kinde, von Anfang an oder in der Kindheit des Kulturorganismus, die Gegensätze, welche für eine Synthese bestimmt sind; auch dieser Organismus versucht von Anfang zu stehen, zu gehen, zu fühlen und zu denken, und die beiden generellen Gegensätze seiner Natur streben nach ihrer Vermittelung, ihrer Junktur. Und, wie das Kind sich vor Allem auf den Füssen resp. Beinen zu halten sucht, bevor es hierüber zu reflektiren vermag, ebenso der Kulturorganismus in seiner Kindheit. Daher auch unternahm z. B. der Katholicismus erst hiernach, nach der gehörigen Kräftigung seines Kultur-Unterkörpers, die grosse Reise nach dem Oriente, aber er führte sie aus im Rausche seines Jünglingsalters und kehrte daher enttäuscht zurück, so vortheilhafter Wirkungen er sich auch wider sein Wissen

und Wollen erfreute. Der Kulturorganismus vermochte wohl schon eine grosse Reise zu machen, aber das Resultat derselben noch nicht einzusehen. Sowie uns also beim kleinen Kinde hauptsächlich die Fähigkeit zu stehen interessirt, ebenso während der ersten Kindheit des Kulturorganismus vornehmlich die Entwickelung seiner Füsse, zumal es sich hier nur um jene Grundzüge handelt, und nicht um alle Konsequenzen des Systemes.

Schliesslich musste sich das Gesetz der menschlichen Kultur in dem Leben oder der Geschichte jedes Menschen abspiegeln; ja dieses Leben ist der Mikrokosmos der menschlichen Kultur:

Das menschliche Alter zerfällt, wie der grosse Kulturorganismus, in 5 specielle Phasen:

1. Das Kindesalter	c. 10 Jahre
2. Das Jünglingsalter	c. 20 —
3. Die Hauptkrise der geistigen und körperlichen Entwickelung oder der Uebergang vom Jünglings- zum Mannesalter (die Hauptjunktur)	c. 8 —
4. Das Mannesalter	c. 20 —
5. Das Greisenalter	c. 15 —

unter der Annahme eines Menschenalters von c. 70 Jahren, welches wir bedürfen, um uns völlig zu entwickeln.

Ferner durchläuft jeder Mensch, gleich dem Kulturlaufe, zwei generelle Phasen: die heidnische und dann die christliche. Als Kind betrachtet er jede Form an sich und erst später begreift er, je nach der Potenz, die Einheit aller Formen unter sich.

Hiernach steht die Gegenwart im Jünglingsalter des Kulturorganismus, von welchem wir überhaupt eine Vorstellung gewinnen können, dagegen im Mannesalter des westlichen Kulturlaufes, während das Heidenthum das Kindes- resp. Jünglingsalter des letzteren repräsentirt.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heyer, R.

Das System der Kulturgeschichte des Menschen, ins Besondere das System ihrer tektonischen Form und der Baustyl der Gegenwart

Stettin. Danzig. Elbing (1864)
H.g.hum. 110 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435217-1